

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 3.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

1883

[1882]

Am Nordpol.

Nach dem Englischen von F. Oliverio.

(2. Fortsetzung.)

VII.

Der erste Ton, welcher die tiefe Stille unterbrach, kam aus dem inneren Gemach. Ein Offizier hob den Leinwandvorhang in der Hütte der „Seemöve“ und trat in das Hauptzimmer. Kälte und Entbehrung hatte die Reihe traurig gelichtet. Der Kommandeur des Schiffes — Kapitän Ebsworth — lag gefährlich krank. Der erste Lieutenant war tot. Mit Kapitän Heldings Erlaubnis vertrat jetzt ein Offizier vom „Wanderer“ ihre Stelle, es war Lieutenant Crayford.

Er näherte sich dem Mann am Feuer und weckte ihn.

„Stehe auf, Bateson! Deine Zeit der Ablösung ist da!“

Der ihn ablösen sollte, erhob sich von einem Haufen alter Segel im Hintergrund der Hütte. Lieutenant Crayford ging heftig auf und ab, um zu versuchen, ob er sein Blut ein wenig erwärmen könne.

Der Mörser auf der Tonne zog plötzlich seine Aufmerksamkeit auf sich. Er blieb stehen und schaute auf zu dem Manne in der Hängematte.

„Ich muß den Koch wecken,“ sagte er mit einem Lächeln zu sich. „Der Bursche weiß garnicht, wie viel er dazu beiträgt, meinen Mut noch aufrecht zu erhalten. Der eingewurzeltste Unglücksprophet und Brummbar von der Welt — und doch, wie er selbst sagt, der einzige heitere Mensch unter der ganzen Schiffsgeellschaft. Johann Want! Johann Want! Komm, stehe auf!“

Langsam hob sich ein Kopf, den eine rote Nachtmütze bedeckte, aus den Betten empor, eine melancholische Nase legte sich auf den Rand der Hängematte und eine der Nase würdige Stimme drückte in folgenden Worten ihre Meinung über das Klima des Nordpols aus:

„Herr, Herr! Hier ist mein ganzer Atem auf der Bettdecke. Sehen Sie, Herr, Eiszapfen rings um meinem Mund herum und auf meiner Bettdecke. Jedesmal, wenn ich geschnarcht habe, habe ich etwas gefrieren lassen. Wenn ein Mensch die Kälte in so hohem Grade in sich trägt, daß er sein Bett gefrieren läßt, so kann es nicht mehr lange mit ihm dauern. Doch, gleichviel! Ich brumme nicht!“

Crayford rückte ungeduldig an der Schüssel mit den Knochen.

Johann Want ließ sich, immer weiter brummend, an einem Tau, welches zu Häupten seines Bettes an dem Sparren angebracht war, auf den Fußboden hinab. Anstatt aber zu seinem Offizier und der Schüssel zu treten, kauerte er sich fröstelnd ans Feuer und hielt sein Kinn so dicht wie möglich daran. Crayford sah ihm nach.

„Holla, was machst du da?“

„Ich tauge meinen Bart auf, Herr.“

„Komm augenblicklich hier her und setze dich an deine Arbeit.“

Johann Want blieb ruhig am Feuer und hielt etwas anderes darüber. Crayford riß die Geduld.

„Was Teufel tußt du nun?“

„Ich tauge meine Uhr auf, Herr. Sie hat die ganze Nacht unter meinem Kopfstissen gelegen und ist vor Kälte stehen geblieben. Herrliche, gesunde, fesselnde Sorte eines Klimas, um darin zu leben, nicht wahr, Herr? Doch gleich viel, ich brumme nicht.“

„Nein, das wissen wir alle. Sieh her! Sind die Knochen klein genug gestochen?“

Johann Want trat plötzlich schnell zu dem Lieutenant heran und blickte ihn augenscheinlich mit dem tiefsten Interesse an.

„Verzeihen Sie, Herr, wie hohl klingt aber heute Ihre Stimme.“

„Was liegt an meiner Stimme. Die Knochen, die Knochen!“

„Ja, Herr, die Knochen. Sie müssen noch ein wenig feiner gestochen werden. Ich werde Ihre Wege mein möglichstes tun, Herr.“

„Was willst du damit sagen?“

Johann Want schüttelte den Kopf und schaute Crayford traurig lächelnd an.

„Ich glaube nicht, daß ich noch oft die Ehre haben werde, Ihnen Knochensuppe zu kochen, Herr. Denken Sie, Sie werden es noch lange treiben? Ich glaub's nicht. Acht bis zehn Tage werden uns allen noch bechieden sein. Gleichviel! Ich brumme nicht.“

Dabei schüttete er die Knochen in den Mörser und fing an, sie zu stoßen. Im selben Augenblick kam ein Matrose aus der inneren Seite der Hütte.

„Eine Botschaft von Kapitän Ebsworth, Herr.“

„Nun?“

„Der Kapitän hat heftigere Schmerzen. Er wünscht, Sie sogleich zu sehen.“

„Ich komme augenblicklich. Wecke den Doktor.“

Mit diesen Worten ging Crayford von dem Matrosen gefolgt in das Gemach. Johann Waut schüttelte wieder den Kopf, lächelte trauriger denn je und wiederholte:

„Wecke den Doktor? Wenn der nun erfroren ist? Gestern Abend hatte er nicht mehr für einen Heller Wärme in sich und seine Stimme klang wie das Flüstern einer sprechenden Trompete. So, nun sind die Knochen gut. In die Schüssel mit eich, und gebt dem Wasser ein wenig Geschmack, wenn ihr könnt! Wenn ich daran denke, wie ich einst in der Pastetenbäckerei lernte und Schildkrötensuppen in einer lustigen, heißen Küche rührte — und nun sitze ich hier und mische Knochen und heißes Wasser zur Suppe, während ich mich immer mehr zu Eis verwandle. Wäre ich nicht so lustiger Natur, so würde ich mich versucht fühlen, darüber zu brummen. Johann, Johann! Wo hattest du deine fünf vernünftigen Sinne, als du dich entschlossst zur See zu gehen?“

„Was ist das für ein Knurren am Feuer?“ rief eine neue Stimme von einem der Betten. Es war Franz Aldersley.

„Knurren?“ wiederholte Johann Waut mit der Miene eines schwer Beleidigten.

„Knurren? Sie finden Ihre Stimme wohl garnicht verändert, Herr Franz? Ihm gebe ich,“ fuhr er vertraulich mit sich redend fort, „keine sechs Stunden mehr.“

„Was machen Sie da?“ fragte Franz.

„Ich koche Knochenuppe, Herr, und denke darüber nach, warum ich eigentlich zur See ging.“

„Nun, und warum?“

„Ich weiß es selbst nicht recht, Herr Franz. Manchmal denke ich, es war Bestimmung; manchmal, es war falscher Stolz, die Seerkrankheit zu besiegen; manchmal die Geschichte von Robinson Crusoe oder andere Bücher, die mich warnten, zur See zu gehen.“

Franz lachte.

„Sie sind ein närrischer Kauz. Was verstehen Sie unter falschem Stolz, die Seerkrankheit zu besiegen? Gelang es Ihnen auf eine neue Art?“

Johann Wauts mißvergnühtes Gesicht hellte sich willenlos auf. Franz hatte in dem Koch eine der denkwürdigsten Episoden seines Lebens nachgerufen.

„Jawohl, Herr!“ erwiderte er. „Wenn je ein Mensch die Seerkrankheit auf neue Art vertrieb, so bin ich der Mann. Ich vertrieb sie durch starkes Essen. Als ich zum erstenmale blaues Wasser sah, war ich Passagier auf einem Packetboot. Eine häßliche Sturzsee kam, und ich fühlte mich ganz wunderbar, als die Suppe auf dem Tisch erschien. ‚Krank?‘ sagte der Kapitän. ‚Ziemlich, Herr,‘ sagte ich. ‚Wollen Sie meine Kur versuchen?‘ sagt der Kapitän. ‚Gewiß, Herr,‘ sage ich. ‚Fühlen Sie das Herz schon im Munde?‘ sagt der Kapitän. ‚Nicht ganz, Herr,‘ sage ich. ‚Mokkurtelsuppe?‘ sagt der Kapitän und verhilft mir dazu. Ich schlinge ein paar Löffel voll hinunter, und werde weiß wie Kreide. Der Kapitän sieht mich an und sagt: ‚Gehen Sie auf Deck, geben Sie die Suppe heraus, und kommen Sie wieder in die Kajüte.‘ Ich tue es und komme wieder. ‚Stochfisch,‘ sagt der Kapitän. ‚Ich kann nicht, Herr,‘ sage ich. ‚Sie müssen,‘ sagt der Kapitän, ‚das gehört zur Kur.‘ Ich stopfe ein paar Bissen herunter und werde noch bleicher. ‚Gehen Sie auf Deck,‘ sagt der Kapitän. ‚Geben Sie den Stochfisch heraus und kommen Sie in die Kajüte zurück.‘ Ich gehe und komme wieder. ‚Gefochtes Hammelfleisch mit Beilage,‘ sagt der Kapitän und gibts mir. ‚Nicht fett,‘ sage ich. ‚Fett gehört zur Kur,‘ sagt der Kapitän, und läßt es mich essen. ‚Gesund?‘ sagt der Kapitän. ‚Krank,‘ sage ich. ‚Gehen Sie auf Deck,‘ sagt der Kapitän, ‚geben Sie das gefochte Hammelfleisch mit Beilage heraus und kommen Sie wieder in die Kajüte.‘ Ich gehe wankend fort und komme mehr tot als lebendig zurück. ‚Niere,“

sagt der Kapitän. Ich mache die Augen zu und wüрге sie hinunter. ‚Die Kur fängt an zu wirken,‘ sagt der Kapitän. ‚Hammelryppchen mit Pidel’s.‘ Ich mache die Augen zu und wüрге auch davon hinunter. ‚Gefochten Schinken mit spanischem Pfeffer,‘ sagt der Kapitän. ‚Ein Glas starkes Bier und Preiselbeertorte. Müssen Sie wieder auf Deck gehen?‘ ‚Nein, Herr,‘ sage ich. ‚Die Kur ist vollendet,‘ sagt der Kapitän. ‚Geben Sie niemals Ihrem Magen nach, dann wird sich der Magen fügen, und Ihnen nachgeben.“

Nachdem Johann Waut die Moral seiner Geschichte in diese unvergleichlichen Worte gekleidet, zog er sich mit seiner Schüssel in die Küche zurück. Gleich darauf kam Crayford in die Stube und setzte Franz durch seine unerwartete Frage in Erstaunen: „Haben Sie etwas Wertvolles über in Ihrer Bettstelle, Franz?“

Franz blickte ihn verwundert an.

„Nichts, worauf ich den geringsten Wert legte. Was soll Ihre Frage bedeuten?“

„Wir sind an Feuerungsmaterial fast eben so arm, wie an Lebensmitteln. Ihr Vorschlag hier wird gut brennen; und ich habe Bateson gesagt, er solle in zehn Minuten mit seiner Art hier sein.“

„Sehr aufmerksam und überlegt von Ihnen,“ sagte Franz. „Was aber soll aus mir werden, wenn mein Bett ins Feuer wandert?“

„Erraten Sie’s nicht?“

„Ich fürchte, die Kälte hat mich verdummt. Das Rätsel ist mir zu schwer, wollen Sie mir nicht auf die Sprünge helfen?“

„Gewiß. Es werden bald Betten frei sein — endlich wird unser elendes Leben hier eine Aenderung erfahren. Verstehen Sie nun?“

„Franz’ Augen leuchteten. Mit einem Satz sprang er aus dem Bett und schwenkte triumphierend seine Pelzmütze.“

„Verstehen?“ rief er. „Natürlich. Die Rekognoscierungstruppe soll endlich aufbrechen! Gehe ich mit?“

„Sie sind noch nicht lange aus den Händen des Arztes, Franz,“ entgegnete Crayford freundlich. „Ich bezweifle, daß Sie schon stark genug sind, um sich bei der Expedition zu beteiligen.“

„Stark genug oder nicht,“ sagte Franz, „jede Gefahr ist besser als hier zu darben und verkommen. Stellen Sie mich zwischen diejenigen, welche freiwillig mitgehen.“

„Freiwillige werden in dem Falle hier nicht angenommen, Kapitän Helling und Kapitän Ebsworth sehen bei unserer Lage zu schwierige Hindernisse, um auf solche Weise zu verfahren.“

„Wollen sie etwa auf eigene Hand bestimmen, wer mitgehen und wer zurückbleiben soll? Ich für mein Teil protestire dagegen.“

„Warten Sie einmal,“ sagte Crayford, „Sie spielten neulich mit einem der Offiziere Trikkra. Gehört das Bret Ihnen oder dem anderen?“

„Es gehört mir. Ich habe es hier in meinem Schubfach. Was wollen Sie damit?“

„Ich möchte den Würfel und den Becher. Die Kapitän’s haben meiner Ansicht nach sehr richtig beschlossen, daß der Zufall unter uns entscheiden soll. Die Offiziere wie Mannschaften vom „Wanderer“ werden in wenigen Minuten hier sein, um ihr Loos zu werfen. Weder Sie noch irgend ein anderer kann gegen diese Weise der Entscheidung Einwände machen. Die Mannschaften haben gleiches Recht mit den Offizieren; also niemand hat Grund zu murren.“

„Gut, ich bin zufrieden. Ich kenne aber einen unter den Offizieren, der sich sicher dagegen auflehnen wird.“

„Wer?“

„Sie kennen ihn auch sehr gut. Der Expeditionsbär Richard Wardour.“

„Franz! Franz! Sie haben die schlechte Gewohnheit, ihre Zunge immer durchgehen zu lassen. Wiederholen Sie den dummen Spitznamen nicht, wenn Sie von meinem guten Freunde, Richard Wardour, reden.“

„Ihr guter Freund? Crayford! Ihre Vorliebe für diesen Mann setzt mich in Erstaunen!“

Crayford legte die Hand freundlich auf Franz' Schulter. Unter allen Offizieren der „Seemöve“ war er Crayfords Liebling.

„Warum setzt Sie das in Erstaunen? Wieso können Sie ihn beurteilen? Sie und Wardour gehörten stets zu verschiedenen Schiffen, und ich sah Sie niemals länger als fünf Minuten in seiner Gesellschaft. Wie können Sie sich ein richtiges Urteil über seinen Charakter bilden?“

„Ich halte mich an das allgemeine Urteil. Er erhielt den Spitznamen, weil er der unzugänglichste Mensch vom ganzen Schiffe ist. Niemand kann ihn leiden — das muß doch irgend welchen Grund haben.“

„Nur den einen, daß ihn eben keiner versteht. Ich rede nicht etwa ins Blaue hinein. Erinnern Sie sich, ich fuhr von England aus mit ihm auf dem „Wanderer“, und wurde erst zur „Seemöve“ versetzt, nachdem wir schon lange im Eise festsaßen. Ich war monatelang Richard Wardours Schiffskamerad und lernte in der Zeit, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; ungläubig glauben Sie mir, unter der rauhen Außenseite schlägt ein großes, edelmütiges Herz. Halten Sie mit ihrer Meinung zurück, mein Sohn, bis sie meinen Freund so genau kennen, wie ich. Genug davon. Geben Sie mir die Würfel und den Becher.“

Franz öffnete sein Schubfach. Im selben Augenblick wurde die Stille draußen durch der Hütte näher kommende Stimmen unterbrochen, welche riefen: „Seemöve, Ohoi!“

VIII.

Der Wacht haltende Matrose öffnete die äußere Thür. Ueber den geisterhaft weißen Schnee kamen die Offiziere des „Wanderer“ der Hütte zu gelaufen und unter dem unerbittlich, trostlos schwarzen Himmel standen die Leute mit den Hunden und Schlitten des Befehles zum Antritt ihrer gefährlichen und zweifelhaften Reise harrend.

Kapitän Helding trat freudigen Mutes ob der Aussicht auf eine Aenderung mit den übrigen Offizieren des „Wanderer“ in die Hütte. Nach ihnen, allein und in sich gekehrt, kam ein düsterer, stiller, gedrückter Mann. Er sprach mit keinem, bot auch keinem die Hand; er war der einzige, dem es völlig gleichgültig schien, was das Schicksal ihm bringen würde. Das war der Mann, dem die anderen Offiziere den Spitznamen „Expeditionsbär“ beigelegt hatten, mit anderen Worten: Richard Wardour.

Crayford trat Kapitän Helding entgegen, um ihn zu begrüßen; und Franz, des soeben erhaltenen, freundschaftlichen Verweises eingedenk, ging an den übrigen Offizieren vorüber und bemühte sich gegen Crayfords Freund besonders höflich zu sein.

„Guten Morgen, Herr Wardour,“ sagte er, „wir können uns gegenseitig zur Möglichkeit, diesem entsetzlichen Ort den Rücken kehren zu dürfen, gratuliren.“

„Sie mögen ihn entsetzlich finden,“ erwiderte Wardour. „Mir gefällt er.“

„Gefällt Ihnen? Großer Gott! warum?“

„Weil hier keine Frauen sind.“

Franz wendete sich den übrigen Kameraden zu, ohne Richard Wardour weiter zu beachten. Der Expeditionsbär war unnahbarer denn je.

Währenddessen hatte sich die Hütte mit denjenigen Offizieren und Leuten beider Schiffe, die körperlich noch fähig waren, zu kommen, angefüllt, und Kapitän Helding, welcher Crayford zur Seite in der Mitte stand, begann mit folgenden Worten den Umstehenden den Zweck der beabsichtigten Expedition mitzuteilen:

„Kameraden des ‚Wanderer‘ und der ‚Seemöve‘! Es ist meine Pflicht, euch kurz zu sagen, was Kapitän Ebsworth und mich bestimmte, einen Teil unserer Mannschaft nach Hilfe auszusenden. Ich will nicht all' die Beschwerden in euch zurück-

rufen, die wir in den letzten zwei Jahren durchgemacht haben, die Zerstörung erst des einen, dann des zweiten unserer Schiffe, den Tod einiger unserer bravsten, besten Kameraden; die vergeblichen Kämpfe gegen Schnee und Eis, gegen die zahllosen Beschwerlichkeiten dieser unwirtlichen Gegend — ohne bei all' dem zu verweilen, ist es meine Pflicht, euch darauf aufmerksam zu machen, daß hier der letzte Ort, nach dem wir uns gerichtet haben, weit von dem Wege aller früheren Expeditionen abliegt, und folglich die Möglichkeit von einer Hilfe, welche vielleicht nach uns ausgesandt worden ist, aufgefunden zu werden, mindestens sehr unsicher ist. Nicht wahr, meine Herrn, soweit stimmen Sie mir alle bei?“

Alle waren einverstanden.

„Es ist daher unumgänglich notwendig,“ fuhr der Kapitän fort, „daß wir eine neue, wahrscheinlich die letzte Anstrengung machen, uns von hier fortzuhelfen. Der Winter ist nicht mehr fern, Wildpret wird feltner und feltner, unsere Vorräte gehen zu Ende und die Zahl der Kranken, leider muß ich sagen besonders in der Hütte des ‚Wanderer‘, vergrößert sich von Tag zu Tag. Wir müssen an unser eigenes und das Leben derer denken, die von uns abhängen, und wir haben dazu keine Zeit zu verlieren.“

„Richtig, sehr richtig, wir haben keine Zeit zu verlieren,“ tönte es freudig von den anderen Offizieren her.

„Unser Plan nun ist, daß sich eine Abtheilung gesunder Offiziere und Mannschaften noch heute auf den Weg machen und versuchen soll, die nächste bewohnte Gegend zu erreichen und den hier Zurückbleibenden Hilfe und Nahrungsmittel zu senden. Die zu nehmende Richtung und zu beobachtenden Maßregeln sind bereits angeordnet und überdacht. Die einzige Frage ist nur noch: Wer bleibt hier und wer unternimmt die Reise?“

Die Offiziere antworteten darauf wie aus einem Mund — „Freiwillig“.

Wardour, der bisher zu allem geschwiegen, blieb auch diesmal still. Crayford bemerkte das und fragte leise:

„Sagen Sie nichts dazu?“

„Nein,“ antwortete jener. „Gehen oder bleiben, mir ist alles gleichgültig.“

„Ich hoffe, das ist nicht Ihr Ernst.“

„Doch, das ist mein Ernst.“

„Es tut mir leid, so etwas aus ihrem Munde zu hören, Wardour.“

„Gut,“ nahm Kapitän Helding wieder das Wort. „Sagen wir Freiwillige. Wer will hier bleiben?“

Tiefe Stille. Betroffen blickten Offiziere wie Mannschaften einander an.

„Sie sehen, meine Herren, daß wir auf diese Weise nicht einig werden können. Jeder unter uns, der seine Glieder noch rühren kann, will natürlich mitgehen. Was sollte aber aus denjenigen werden, die ihre Glieder nicht mehr gebrauchen können? Einige müssen zurückbleiben, um die Kranken zu pflegen. So kommen wir zu der alten Frage zurück: Wer geht mit und wer bleibt hier? Kapitän Ebsworth sagt, der Zufall soll entscheiden und das sage auch ich. Hier sind Würfel. Die höchste Zahl ist zwölf — doppelsechs. Alle, die unter sechs werfen, bleiben; die über sechs werfen, gehen. Offiziere des ‚Wanderer‘ und der ‚Seemöve‘, seid ihr damit einverstanden?“

Bis auf Wardour, der in seinem Schweigen verharrte, gaben alle ihre Zufriedenheit kund.

„Mannschaften des ‚Wanderer‘ und der ‚Seemöve‘, eure Offiziere sind mit meinem Vorschlag einverstanden, seid ihr es auch?“

Die Leute bejahten diese Frage ohne Ausnahme. Darauf reichte Crayford Kapitän Helding den Becher mit den Würfeln. Dieser schüttelte ihn und warf die Würfel auf die als Tisch dienende Dämme. Sieben.

„Gehen,“ sagte Crayford. „Ich gratulire, Kapitän. Jetzt komme ich an die Reihe. Drei! Bleiben! Auch gut, wenn ich nur meine Pflicht tun und anderen nützlich sein kann. Wardour, Sie sind der nächste, da Ihr erster Lieutenant fehlt.“

Wardour machte Anstalten die Würfel fallen zu lassen, ohne zuvor den Becher zu schütteln.

„Mensch, schütteln Sie den Becher!“ rief Crayford. „Tun Sie doch das Ihre zu einem glücklichen Wurf.“

„Nicht ich!“ murmelte jener vor sich hin. „Ich habe mit dem Glück abgeschlossen. Mit diesen Worten stellte er den nun leeren Becher hin und setzte sich auf die nächststehende Kiste, ohne zu sehen, wie die Würfel gefallen waren. Crayford rief:

„Sechs! Da müssen Sie noch einmal werfen.“

„Bah,“ brummte der Bär, „das lohnt nicht die Mühe, noch einmal aufzustehen. Es werfe ein anderer für mich.“ Plötzlich traf sein Blick auf Franz. „Sie! Sie haben, was die Frauen eine Glücksmiene nennen.“

„Soll ich?“ wandte sich Franz zu Crayford.

„Gewiß, wenn er es wünscht —“

Franz würfelte. „Zwei! Er bleibt! Wardour, es tut mir leid, daß ich unglücklich für Sie geworfen habe.“

„Gehen oder bleiben,“ wiederholte Wardour, „mir ist alles gleich. Sie werden für sich selbst glücklicher würfeln, junger Mann.“

Franz war der nächste.

„Acht! Hurrah, ich gehe!“

„Was sagte ich Ihnen?“

Das Glück ist auf Ihrer Seite.“

Dabei stand er auf, um die Hütte zu verlassen. Crayford hielt ihn zurück.

„Haben Sie etwas besonderes zu tun, Wardour?“

„Was hätte man hier zu tun?“

„Dann warten Sie noch ein wenig. Ich möchte mit Ihnen reden, wenn das Geschäft hier beendet ist.“

„Wollen Sie mir noch mehr gute Ratschläge geben?“

„Sehen Sie mich nicht so böse an, Richard. Ich möchte Sie etwas, was Sie selbst betrifft, fragen.“

Wardour blieb. Der Becher ging schnell von Hand zu Hand und nach einer halben Stunde hatte der Zufall entschieden, wer gehen, wer bleiben sollte. Die Mannschaften verließen die Hütte, während die Offiziere in das innere Gemach zu einer Unterredung mit dem bettlägerigen Kapitän der „Seemöve“ schritten.

Wardour und Crayford blieben allein zurück.

IX.

Crayford legte seinem Freunde die Hand auf die Schulter. Wardour schaute ungeduldig, etwas zusammenschreckend auf und sagte:

„Ich war eben eingeschlafen, warum wecken Sie mich?“

„Blicken Sie um Sich, Richard, wir sind allein.“

„Nun, und was weiter?“

„Ich möchte Sie unter vier Augen sprechen, und dazu ist jetzt die beste Gelegenheit. Sie haben mich heute enttäuscht und zugleich überrascht. Warum sagten Sie, es wäre Ihnen gleichgültig, ob Sie gehen oder bleiben? Warum sind Sie der einzige unter uns, dem es vollständig einerlei ist, ob wir gerettet werden, oder nicht?“

„Kann man stets einen Grund nennen für das, was anderen in unserm Wesen oder Worten sonderbar erscheint?“ entgegnete Wardour.

„Man kann es versuchen, wenn ein Freund danach fragt.“

„Es ist wahr,“ sagte Wardour sanfter, „und ich will es versuchen. Erinnern Sie Sich noch der ersten Nacht auf See, nachdem wir England verlassen hatten?“

„So gut, als ob es gestern gewesen wäre.“

„Es war eine ruhige, stille Nacht,“ fuhr der andere ge-

dankevoll fort, „keine Wolke, kein Stern. Nichts weiter am Himmel als der klare, strahlende Mond, und kaum eine leicht sich kräuselnde Welle ließ den langen Lichtstrahl auf dem ruhigen Wasser erzittern. Die eine Hälfte der Nacht hatte ich die Wache. Sie kamen auf Deck und fanden mich allein —“

Er machte eine Pause. Crayford ergriff seine Hand und vollendete den Satz statt seiner:

„Allein und in Tränen.“

„Die letzten, die ich je vergießen werde,“ fügte Wardour bitter hinzu.

„Sagen Sie das nicht! Es gibt Zeiten, in denen der Mensch zu beklagen ist, wenn er keine Träne hat. — Fahren Sie fort, Richard.“

Wardour fuhr in demselben weichen Ton die alten Erinnerungen aufreißend fort:

„Mit jedem anderen, der mich in dem Augenblicke überrascht, hätte ich Streit angefangen, in Ihrer Stimme aber, als Sie mich der Störung wegen um Verzeihung baten, lag etwas, das mein Herz bewegte. Ich sagte Ihnen damals, ich hätte eine Enttäuschung erfahren, die mir das Herz gebrochen; mehr Worte bedurfte es nicht. Das einzige hoffnungslose Elend in der Welt ist das, welches uns die Frauen schaffen.“

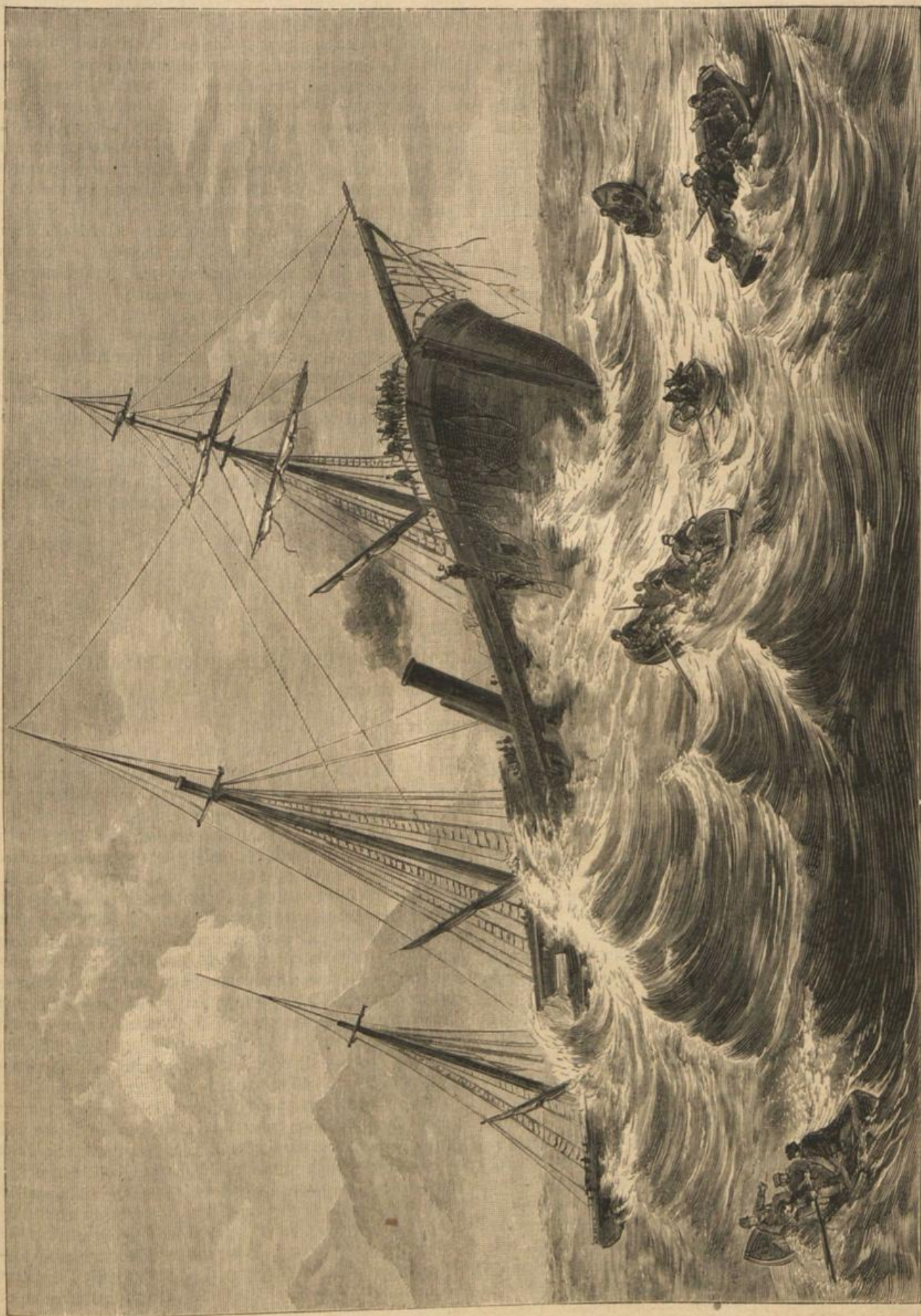
„Und das einzige ungetrübte Glück, das, was uns die Frauen schaffen,“ schaltete Crayford ein.

„Das mag Ihre Erfahrung sein. Meine Erfahrung ist anderer Art. Alle Achtung, Geduld, Ergebenheit, Liebe und Verehrung, die der Mensch in sich trägt, legte ich zu den Füßen eines Weibes. Sie nahm das Gebotene hin wie alle Frauen — leicht, anmutig, gefühllos, wie einen schuldigen Tribut. Ich verließ England, um in meinem Beruf eine höhere Stellung zu gewinnen, bevor ich wagte, sie zu gewinnen. Ich setzte mein Leben an den Fieber Sümpfen Afrikas aufs Spiel, um mein Ziel ihretwegen zu erreichen. Das Glück war mir günstig. Ich kam zurück, um ihr alles zu geben und nichts dagegen zu verlangen, als die Wonne, mein müdes Herz im Sonnenschein ihres Lächelns ausruhen zu lassen. Da sagten mir ihre eigenen Lippen — die Lippen, die ich beim Abschied geküßt hatte, — daß ein anderer Mann sie mir geraubt hatte. Ich sagte nur wenige Worte, nachdem sie mir das gestanden hatte, und verließ sie für immer. Die Zeit mag kommen, sagte ich, wo ich dir vergeben werde; dem Manne aber, der dich mir geraubt hat, soll der Tag gereuen, an dem er dich zum erstenmal erblickte. Fragen Sie nicht, wer es ist! Ich soll ihn noch finden. Der Verrat wurde geheim gehalten; niemand konnte mir sagen, wo ich ihn zu suchen hatte, oder wer es war. Was tat das auch? Nachdem ich die erste Seelenpein überwunden hatte, war ich meiner sicher — ich konnte geduldig meiner Zeit harren.“

„Ihrer Zeit? Welcher Zeit?“

„Der Zeit, in der ich jenem Manne Aug' in Auge blicken werde. Ich wußte es damals, und weiß es heute — es stand damals in meinem Herzen geschrieben, und steht noch heute darin: wir zwei werden uns treffen und werden einander kennen! Mit dieser festen Ueberzeugung trat ich in diesen Dienst, so wie ich jede andere Stellung angenommen hätte, die harte Arbeit und Gefahren, Mauern gleich, zwischen mich und mein Elend stellte. Mit derselben festen Ueberzeugung sage ich Ihnen auch, es ist gleich, ob ich hier bei den Kranken bleibe oder mit den Kräftigen fortziehe. Ich werde leben, bis ich den Räuber meines Glückes gefunden habe! Der Tag wird kommen, an dem wir mit einander abrechnen werden. Hier in der erstarrten Kälte oder dort in tödender Hitze — in der Schlacht oder beim Schiffsbruch — angesichts der Hungersnot, im Schatten der Pestilenz — ich, ich werde leben, und wenn hunderte um mich herum fallen; leben für den einen kommenden Tag, leben für das Treffen mit dem einen Mann!“

Am ganzen Körper zitternd hielt er inne. Crayford trat



Der Untergang des Bremer Lloydampfers „Mosef“ am Cap Egid. Aufgenommen von einem Augenzeu. (H. Blunge aus Rostock.)

entsetzt einen Schritt zurück. Wardour bemerkte, empfand es, und appellirte, um seine wohlgehegte Ueberzeugung zu verteidigen an Crayfords eigene an ihm gemachten Erfahrung.

„Schauen Sie mich an,“ rief er, „sehen Sie, wie ich gelebt habe und erstarrt bin, während der Gram an meinem Herzen nagte, und die eisigen Nordwinde mich umpfiffen! Ich bin der Kräftigste von euch allen. Warum? Weil ich mich durch alle Mühseligkeiten, die die abgehärtetsten Leute unserer Gesellschaft umgeworfen haben, hindurchgefochten habe. Warum? Was habe ich getan, daß das Leben in allen Adern meines Körpers in dieser Minute, an diesem tödtlichen Orte eben so tapfer pulsiert wie in der gesunden Atmosphäre der Heimat? Wozu bin ich noch bestimmt? Ich sage es wieder, zu dem einen kommenden Tag — zu dem Treffen mit dem einen Mann.“

Er schwieg wieder.

„Richard!“ begann nun Crayford, „seit ich Sie zum erstenmale sah, glaubte ich trotz allem äußerem Scheine an Ihre bessere Natur. Ich glaubte an Sie, fest und wahrhaft, wie ein Bruder. Sie setzen diesen Glauben auf harte Probe. Hätte mir Ihr Feind gesagt, Sie hätten so gesprochen wie Sie soeben getan, so geblüht, wie in dem Augenblick, ich würde ihm den Rücken gekehrt haben als böshafsten Verleumder eines gerechten, braven, redlichen Mannes. Ach, mein Freund, mein Freund, verbannen Sie solche Gedanken aus Ihrem Herzen. Sehen Sie mir wieder mit dem Blicke eines Mannes ins Gesicht, der die blutigen Rachege danken unter seinem Fuße hat und sie nicht mehr kennt. Lassen Sie niemals, niemals den Tag kommen, wo ich Ihnen die Hand nicht mehr bieten könnte als dem Manne, den ich bewundere, dem Bruder, den ich liebe, wie heute.“

Das Herz, welches keine andere Stimme mehr zu rühren vermochte, fühlte die Anklage. Die wilden Augen, die harte Stimme wurden sanft unter Crayfords Einfluß, Richards Kopf senkte sich auf die Brust herab.

„Sie sind gütiger gegen mich, als ich verdiene,“ sagte er. „Seien Sie noch gütiger, und vergessen Sie, was ich gesagt habe. Genug von mir, ich bin es nicht wert. Wir wollen den Gegenstand unserer Unterhaltung wechseln, und ihn nie wieder erwähnen. Wir wollen tätig sein. Arbeit — Crayford, das ist unser Lebenselixir! Arbeit, die die Muskeln spannt und das Blut erwärmt; Arbeit, die den Körper ermüdet und dem Geiste Ruhe gibt. Ist nichts zur Hand, was ich tun könnte? Nichts zu schneiden? Nichts zu tragen?“

Während er diese Fragen tat, öffnete sich die Türe und Bateson, der bestellt war, um Franz' Bettstelle zu Brennholz zu zerhacken, erschien pünktlich mit der Art. Wardour riß sie dem Manne ohne ein Wort aus der Hand.

„Was soll es damit?“ fragte er.

„Ich will Herrn Alderleys Bett zerhacken, Herr.“

„Ich werde es statt eurer tun, ich bin im Augenblicke damit fertig!“ Darauf wandte er sich zu Crayford. „Sie brauchen sich meinetwegen nicht zu ängstigen, alter Freund. Ich tue das Rechte, ich will meinen Körper ermüden und dem Geiste Ruhe schaffen.“

Der böse Dämon in ihm war, für kurze Zeit wenigstens, gänzlich unterdrückt. Crayford drückte dem Freunde schweigend die Hand und ließ ihn dann, von Bateson gefolgt, allein bei seiner Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die russischen Juden in den Gegenden der schlimmsten Judenhezen und die jüdischen Ackerbaukolonien.

Von G. Lübeck.

(Schluß.)

Versezen wir uns jetzt einen Augenblick in das südrussische Steppengebiet, wohin sich hauptsächlich die jüdischen Kolonisten wandten, und suchen wir die Bedingungen kennen zu lernen, die der Landwirtschaft hier gestellt sind. Es ist zunächst das abnormste Klima, womit der Landwirt zu rechnen hat. Außerordentlich heiße Sommer wechseln meist unvermittelt mit der außerordentlichsten Kälte, die tatsächlich schon im Oktober beginnt. Oft sinkt der Thermometer in diesem Zeitraume schon auf 15 Grad unter Null, und gewaltige Schneemassen bedecken alsdann die Steppe. Die Kälte dauert in der Regel bis Anfang Mai, und bei milderem Winter stößt der Dniepr und Bug sein Eis erst gegen Ende April ab. Der strengen Kälte folgt ohne Uebergang der heiße Sommer; die Schneehülle der Steppe weicht unabsehbaren Wassermassen, und noch sind diese nicht ganz abgeflossen, so steigt die Temperatur in der Steppe auf 30 Grad. Mitte Juni beginnt die intensivste Hitze, um bis zu den ersten Tagen des September fortzudauern. Von Beginn des Sommers an werden die Regen zur seltensten Ausnahme, und vierzehn Tage Sonnenschein genügen meistenteils, um die brillante Blumenvegetation, welche die ersten Sommertage hervorgerufen, wieder zum Verdorren zu bringen. Die Strenge des Winters wiederum ist fast größer, als man sie an der Ostsee findet, und der Pelzverbrauch von Odessa nur um ein wenig geringer als der von Riga. — Der Boden selbst ist von bedeutender Fruchtbarkeit. Von Bessarabien und den Karpathen bis zur unteren Wolga ist er meist schwer und fett, so wie rechter Weizenboden, hie und da jedoch durch salzhaltige, wasserarme und unfruchtbare Gebiete unterbrochen. Oft ist es auf dem schwereren Boden nötig, sechs ja sogar zehn Ochsen vor den Pflug zu spannen, um ihn aufzubrechen. In der heißen Zeit ist die Steppe noch weit härter als die Sahara und die Planos, da ihre Hilfsquellen noch

schneller und allgemeiner versiegen als in jenen unwirtlichen Gebieten, die trotz des heißen Wüstenlandes doch fruchtbare baum- und pflanzenreiche Oasen schaffen, wo Wasser sich zeigt. Wenn es in der Steppe lange nicht geregnet hat, sagt Kohl, dann ist der Boden so fest, daß die Erdschollen garnicht zertrümmert werden können und an ein Eggen u. s. w. nicht zu denken ist. — In seinen fruchtbaren Teilen ist der Boden jungfräulich, trefflicher Humusboden, freilich nur in einer Mächtigkeit von etwa 33 Centimetern im Maximum und mit einer unfruchtbaren Wurzelschicht als Unterlage, die im Verein mit den Nordwinden eine kräftige Baumvegetation unmöglich macht. Die Steppe ist waldarm, dagegen bedeckt sie ein starker und harter Grasteppeich, dessen Nährwert allerdings nicht so bedeutend ist, wie man im allgemeinen anzunehmen pflegt; 45 000 Hektaren Weideland reichten z. B. nach Hell in der Gegend zwischen Cherson und Perekop nicht aus, 40 000 Merinoschafe zu ernähren.

Eine Parallele zwischen dem südrussischen Steppenplateau und dem übrigen Rußland ziehend, läßt der deutsche Reisende Kohl auf die Frage, wie es ihm in der Steppe gefalle, einen Großrussen folgende Antwort geben: „Ach Herr, wie könnte es mir hier gefallen? Was kann hier gefallen? — O in Rußsija, Herr, da ist von jeglichem jedes und hier ist ja von allem nichts. In Rußsija ist das Brod besser, die Häuser besser, das Land besser, — der Schnee besser, der Sommer und Winter und alle Jahreszeiten besser. Da gibts Berg, Tal, Wald, Wiese, Brunnen, Quellen und Flüsse die Fülle. Alles wechselt und alles ist so schön. Im Lande fließen große schöne Ströme und vor allem die prächtige Mutter Wolga mit allen ihren Kindern. Die Wälder sind groß und schön, die Eichen, Linden, Buchen, die Tannen und Fichten alle bis zum Himmel, und in den Bäumen singen die Vögel von jeglicher Art, der eine so, der andere so.

Und wie nahe ist das alles! Siehe hier ist deine Haustür, du machst sie auf, trittst hinaus und bist gleich mitten im schönen Walde, und wie die Sonne durch die Blätter scheint! Und im Rasen des Waldes auf dem Boden blühen und reifen allerlei Beeren um dich her, Erdbeeren, Herr, kleine, süße, rote wilde Himbeeren, Brom- und Blaubeeren von jeglicher Art, so viele, viele als du nur wünschen magst. Du kannst dich niederlegen, wo du nur willst, und um dich herum pflückst du, ohne anders als völlig satt wieder aufzustehen. Auch Pilze sind da von allen Sorten und in großer Menge. Man füttert bei uns die Schweine damit. Gras und Heu ist das einzige in diesem Lande. Und auch selbst dies einzige, was sie haben, wie schlecht ist es! Holzig, struppig und den größten Teil des Jahres fästlos und vertrocknet. Bei uns gibt es auch Gras, aber so hoch bis zu meinem Barte und was für Gras, grünes, feines, saftiges und süßes. Daß Gott erbarm! Die Kühe werden ganz fett davon und did. Seht und in dem allen mitten drin liegt unser Moskau, die vor allen prächtige und heilige Stadt. Wie ich sage, dort ist von jeglichem jedes. Und sagt mir, was ist hier? O! Russija wäre gewiß das erste und beste Land, wenn nur eins nicht wäre — die Herren. Die haben verdorben. — Wenn wir jetzt in Rußland lustwandeln statt auf dieser öden Steppe, wie herrlich würden wir wandern, bald an einem Bache, bald in einem Gehölze, bald durch ein Dorf. Und hier müssen wir ein paar Stunden wie die Wachteln schnurstracks im Grase hinstreichen. Bis wir unser Dorf erreichen. Ueberall Gras, Schilf und Gestrüppe; die Sonne brennt uns auf den Kopf und das Land gibt uns nicht einen Baum zum Schatten. Wenn jene Wolke dort uns Regen und Wind geben wird, so haben wir nicht einen Hügel zum Hinterstehen, und wenn uns auch die Zunge am Gaumen klebt, der Boden gibt uns nicht ein Erdbeerlein zum Erfrischen.“

In der That, bemerkt Kohl die Auslassungen der Großrussen ergänzend, scheint die Natur bei der Anlage und dem Aufbau dieses Steppenplateaus so wenig Rücksicht auf den Menschen genommen zu haben und dagegen so viel auf das grasfressende Vieh, daß sie den Menschen nur insofern dulden zu wollen schien, als er sein Dasein an einen dieser Grasfresser bindet. Die ganze Vegetation der Steppe bietet äußerst wenige, dem Menschen unmittelbar genießbare oder für seine Hauswirtschaft wesentlich nützliche Pflanzen; nur Schilf statt Bauholz, Unkraut statt Brennholz, Dorngebüsch statt der Frucht bäume, fürs Vieh dagegen so unendlich viel dienliches.

Dies ist der Boden, auf dem die jüdischen Ackerbaukolonien entstehen.

Wie schwer es selbst dem geschulten Bauer wird, der als Ansiedler hieher kommt, in der Steppe seine Existenz zu finden, das zeigt ein Blick auf die deutschen Kolonisten im Gouvernement Cherson. In der Kolonie Lustdorf, die auch für die anderen deutschen Kolonien maßgebend ist, hatte jede der dort angesiedelten vierzig Familien 25 Desj. des trefflichsten und wasserreichsten Bodens erhalten. Die Häuser aber, so wurde Kohl von dem Schulzen des Dorfes berichtet, seien so schlecht gewesen, daß die Kolonisten sich bald in die Erde vergraben hätten. Dabei wären die gelieferten Ackerpflüge so schlechtes Nachwerk gewesen, daß sie beim Pflügen umgebogen seien. Auch hätten die Kolonisten gar keinen Begriff davon gehabt, unter welchen Breitengrad sie gekommen waren. — Manche hätten in der Meinung gestanden, das Land gehöre noch zu Podolien — nicht gewußt, was sie mit dem Lande anfangen sollten. Ob düngen, ob nicht? Wann säen, wann pflügen? Ja was säen, was pflanzen? Die Russen, deren Sprache sie nicht verstanden, hätten sie nicht darüber belehren können. Die Wohlhabenden von ihnen hätten daher russische Knechte in Dienst genommen und hätten diese nun auf ihrem Felde und in ihren Wirtschaften schalten und walten lassen. Diese Knechte seien von den Kolonisten mit großer Aufmerksamkeit behandelt worden und man hätte sie gleichsam wie geheiligte Personen angesehen und es hätte geheißt: „Nur um Gotteswillen den Russen befriedigt, auf dem unser Heil beruht.“ Die Ärmern hätten dann nur nachgemacht,

was die Wohlhabenden mit ihren Russen vorgemacht, zur selben Zeit mit ihnen gesät u. s. w. Mit der Zeit habe sich das Blatt aber in doppelter Hinsicht sonderbar gewendet: erstlich in bezug auf das Verhältnis der Russen und Deutschen dahin, daß diese die Sachen nun selbst nicht nur bald gelernt, sondern auch mit ihrem nach Verbesserung strebenden Sinne, nach ihrer allgemeineren von Deutschland noch mitgebrachten größern Kenntnis der Landwirtschaft zufolge den Landbau, die Ackergeräte u. s. so vervollkommen hätten, daß es jetzt bei den Russen bei vielen Gelegenheiten heiße: „Tak i njemtzi sdelajat“ (so machen es auch die Deutschen); dann in bezug auf die, welche arm oder wohlhabend aus Deutschland gekommen, daß alle die, welche etwas mitgebracht, jetzt die ärmeren, die aber, welche nichts gehabt, nun alle durch die Bank die wohlhabendsten des Ortes wären. Es habe sich die Sache so in allen Kolonien gemacht, und die Ursache davon sei diese, daß die Reichen sich immer auf die russischen Knechte verlassen hätten und teils an sie, teils in mißglückten Versuchen ihr Geld vergeudet, die Armen aber von ihnen, ohne etwas einzubüßen, gelernt und, da sie sich immer auf sich selbst verlassen, besser gelernt hätten.

Diese Schilderung ist bezeichnend, sie läßt erkennen, daß selbst intelligente deutsche Landwirte nur schwer und unter großen Opfern in die neuen Verhältnisse sich hineinzuheben vermochten, die in der That absonderlich genug waren.

Sehen wir uns jetzt nach den speziellen Verhältnissen der jüdischen Kolonisten um. Was Wohnungen und Ackergeräte betrifft, so befanden sie sich in der gleichen Lage wie die deutschen Bauern. Beides war schlecht und das Vieh für die schwere Arbeit nicht ausreichend. — Ein großer Unterschied zwischen den deutschen und jüdischen Kolonisten aber bestand wohl darin, daß die ersteren bereits tüchtige Landwirte waren, während die letzteren von der Landwirtschaft noch garnichts verstanden, sondern die elementarsten Kenntnisse von derselben sich erst erwerben mußten. Wir haben die Schwierigkeiten bereits kennen gelernt, mit denen die deutschen Kolonisten zu kämpfen hatten und haben gesehen, daß sie sich eine günstigere Stellung erst durch schwere Geldopfer erkaufen mußten, bei denen die reichen Leute in den Kolonien arm wurden. Die Juden aber hatten kein Geld in die Kolonien gebracht; — sie waren nicht nur landwirtschaftlich unwissend — sondern auch arm.

Deutsche und Juden wären vielleicht besser gefahren, wenn sie von Anfang an eine genossenschaftliche Verbindung eingegangen wären. Es fehlte weder an einem geistigen noch an einem materiellen Bande. Hier wie dort herrschte gemeinschaftliche Sprache, Religion und Sitte, das gleiche Berufs- und Lebensinteresse. Die Dorfländereien bildeten dem Staate gegenüber ein gemeinsames Gut, das für alle Einlagen und Verschüsse haftete, welche die Regierung der betreffenden Kolonie gewährte. Die einzelne Parzelle war unveräußerlich und unvererblich, wenn die Regierung nicht dazu ihre ausdrückliche Genehmigung erteilte. In den deutschen Kolonien wäre bei der genossenschaftlichen Wirtschaft keiner der Kolonisten arm und keiner außerordentlich reich geworden, alle aber wären sie zu einem gleichmäßigen Wohlstand gelangt. Den Deutschen aber fehlte die Anleitung, und bei den Juden war es die große Armut der Kolonisten, was die genossenschaftliche Tätigkeit erschwerte. Es waren freilich noch andere Momente, die dabei in Betracht fielen. Wir werden sie später kennen lernen. — Deutsche und Juden waren auf die eigene Kraft angewiesen; sie war auf Seite der ersteren von vornherein die weitüberlegene, da in den deutschen Kolonien landwirtschaftliche Befähigung und Geld anzutreffen war, während in der jüdischen Kolonie beides fehlte. Man veranschlagt die Mittel, welche die 362 mennonitischen Familien nach Neurußland und Taurien mitgebracht, auf 450 000 Rbl., was im Durchschnitt 1243 Rbl. auf jede Familie machte. Ohne bedeutende Privatmittel wurden deutsche Niederlassungen überhaupt nur dann gegründet, wenn ihnen ein bedeutendes Unterstützungssystem zur Seite stand. So erhielt nach schlechten Ernten jeder deutsche (mennonitische) Ko-

lenist in Bessarabien 100 bis 120 Rb. Unterstützung von reichen Mennoniten. Wenn die jüdischen Kolonisten sich aber auch in besserer materieller Lage befunden hätten, sie hätten nicht einmal das Beispiel der deutschen Kolonisten nachahmen und sich zur Forthilfe russischer Knechte bedienen dürfen. Das Gesetz bestrafte es ja streng, wenn ein Jude sich erdreistete, einen Christen in Dienst zu nehmen. Es war ihnen nicht einmal möglich durch eigene Anschauung, durch das Beispiel ihrer christlichen Nachbarn zu lernen, war ihnen doch selbst die Nachbarschaft mit den Christen verboten! Nach dem Reglement der jüdischen Kolonien mußte eine jede derselben drei Werst von der nächsten christlichen entfernt sein. Die Juden sollten, wie man sieht, auch in der Landwirtschaft die Abgeschlossenheit und Isolierung fortsetzen, zu der sie im gewöhnlichen Leben durch Gesetz und Tradition gezwungen waren. Sie sollten nicht einen Augenblick vergessen, daß sie im Grunde genommen nicht einmal würdig wären, dem in den Augen der herrschenden Klassen Rußlands so sehr verachteten Bauernstand gleichgestellt zu werden! — So wurden sie der Möglichkeit beraubt, den Ackerbau anschaulich zu erlernen und sich das Verständnis der Landwirtschaft anzueignen. Ihre Lage war ähnlich der des Robinson: wie dieser mußten sie sich tastend zu orientieren suchen und mühselig Erfahrungen sammeln, wobei eine Fülle von Arbeitskraft verloren ging. Nur bezüglich der Isolierung ist es übrigens gestattet, die jüdischen Kolonisten mit Robinson zu vergleichen, sonst aber nicht. Der Held der Dichtung bewegte sich doch in einem Kreise, der alles enthielt, was die Natur dem Menschen überhaupt gewähren kann. Die jüdischen Kolonisten aber befanden sich in ganz anderer Lage; der ihnen zugefallene Teil der Steppe bot nicht einmal überall die Möglichkeit der bescheidensten Existenz.

Schauen wir uns in den jüdischen Kolonien um. Die Felder der Kolonisten bilden lange und schmale Erdstreifen, welche 2 bis 3 Werst in der Breite und ungefähr 20 Werst in der Länge messen. Auf allen diesen weiten Feldern befand sich kein einziger Brunnen, so daß die jüdischen Kolonisten, wenn sie auf die Arbeit gingen, Wasser mit sich nehmen mußten. Ein guter gesunder Brunnen, wenn auch neben dem Dorfe, wurde als ein Glück betrachtet. In mehreren Dörfern fehlte der Brunnen vollständig; in anderen war das Wasser bitter und salzhaltig und deshalb nicht zu gebrauchen, so in Dobroje und Trudolubowka. Die Einwohner dieser Kolonien mußten das Wasser zum gewöhnlichen Gebrauch und für die Feldarbeit aus anderen Kolonien durch Pferde beziehen.

Es ist in der Landwirtschaft ein alter Satz, daß die Entfernung des Dorfes vom bearbeiteten Felde die Arbeit von Mensch und Vieh verteuert. In Rußland hat Törnen herausgerechnet, daß eine halbe Werst Entfernung den Ertrag der Arbeit des Menschen um 4% und denjenigen der Arbeit des Viehs um 20% verkürzt, zusammen um 24%; bei einer Werst um 48% u. s. w., bis endlich der Vorteil in negative Zahlen sich verwandelt.

Man kann jetzt ermessen, ob die jüdischen Kolonisten, deren Dörfer sich am Längerrande der Ackerflächen befanden, mit Gewinn oder Verlust arbeiten konnten. Das letztere ist wohl zweifellos. Der Verlust wird jedenfalls noch bedeutender, wenn man den Wassermangel, seine Einwirkung auf die Gesundheit von Mensch und Vieh, berücksichtigt, und wenn man erwägt, daß nirgendwo so sehr als in der Steppe ein rasches Arbeiten und eine Konzentration der Kräfte erforderlich ist.

Die hier berührten Mängel zeigen sich in den deutschen Kolonien nicht, wenigstens lange nicht in dem Maße wie in den jüdischen.

Hier hat man vor allen Dingen nicht über Wassermangel zu klagen; das Wasser ist gut und, wie wir schon gehört, reichlich vorhanden, auch ist die Lage der Felder eine günstigere. Endlich ist auch die Bodenqualität in den deutschen Kolonien im allgemeinen eine ungleich bessere und gleichmäßigere als in den jüdischen.

Wie verschiedenartig der Acker in den jüdischen Kolonien ist, das zeigen folgende Zahlen aus der neuesten Zeit:

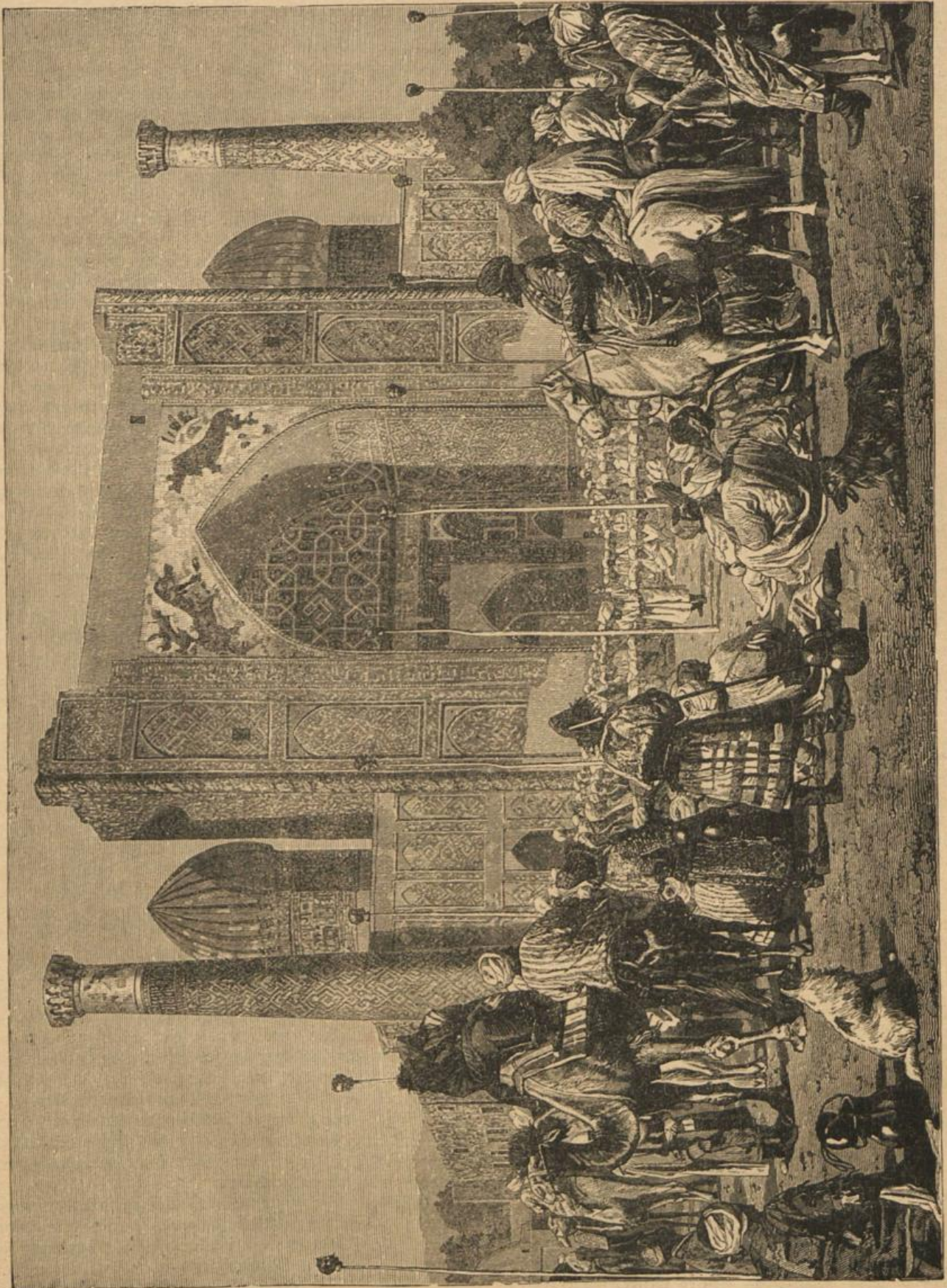
Es wurden in den 21 Personer Kolonien 1877 gesät: Winterfaat 1499 Tschetwert, Sommerfaat 5863 Tschetwert. Die Ernte betrug an Wintergetreide 12327, an Sommergetreide 54806 Tschetwert. Dieses anscheinend außerordentlich günstige Resultat erscheint in einem anderen Licht, wenn man das Ertragnis der einzelnen Kolonien feststellt. Es schwankt die Ernte des Wintergetreides zwischen $3\frac{1}{3}$ pro Korn in Lobrowyk-Kut und 31 pro Korn in St. Sitomir. Die Sommerfaat ergibt in Inguley nur $1\frac{1}{3}$ pro Korn in Wwow dagegen $48\frac{1}{3}$. Rechnet man auf die Seele 4 Tschetwert Getreide, so wird diese Zahl nur in 4 Kolonien überschritten. Sie beträgt hier 7 Tschetwert; in 5 Kolonien kommen auf die Seele 3, in 9 Kolonien 2 und in 3 Kolonien 1 Tschetwert. Wenn nach amtlichen Berechnungen 2 Tschetwert als das unentbehrliche Quantum für eine Seele bezeichnet werden, so ergibt sich, daß nur in 9 Kolonien mehr als zur Befriedigung des Lebens da ist, in 9 kaum das notwendige und in 3 Kolonien nicht einmal das unentbehrliche geerntet wurde.

Diese Zahlen gewähren einen sicheren Maßstab zur Beurteilung der Produktivität des den jüdischen Kolonisten gewährten Acker und der allgemeinen Lage der jüdischen Bauern. Die 2 Tschetwert pro Seele repräsentieren dasjenige Quantum Getreide, welches den einzelnen gegen den Hungertod schützt. Sie reichen aber nicht aus, die notwendigen Ausgaben für Kleidung und andere notwendige Lebensbedürfnisse oder gar die Steuer an den Staat und die Kultusgemeinde zu bestreiten. Man darf also annehmen, daß sich ein großer Teil der jüdischen Bauern im Notstand befindet. Berücksichtigt man noch, daß unsere Zahlen der neuesten Zeit angehören, wo die Kolonisten bereits Kenntnisse in der Landwirtschaft erworben hatten, wo sie tatsächlich Bauern geworden waren, dann läßt sich das Elend zu jener Zeit ermessen, wo sie in der Landwirtschaft unerfahren waren, sich bei Mißernten zu garnicht zu helfen wußten, und wo sie noch mit einem anderen Uebelstand zu kämpfen hatten, mit dem Mangel aller Kommunikationsmittel, der allen Kolonisten, christlichen und jüdischen, deutschen, polnischen und russischen, gleich fühlbar war. So lebten die Bauern der reichen Uferländer des Dnjepr in beständigem Notstand, obwohl sie Getreide in Ueberfluß besaßen.

Blättern wir zur Ergänzung unseres Bildes in der traurigen Geschichte der jüdischen Ackerbaukolonien wieder ein wenig zurück. Zu den ersten Kolonien, die zwischen 1807 und 1809 gegründet wurden, gehören Israclawka, Bobrany-Kut, Seide-Wemische, Groß und Klein Rehartow, Essinger, Kamentka, Iskutschistaja. Im Jahre 1810 wurden diese Kolonien von 600 Familien mit einer Gesamtbevölkerung von 3640 Seelen bewohnt. Im Jahre 1837 erfolgte ein großer Zuwachs zu den Kolonien; 1844 lebten von der Landwirtschaft 1657 jüdische Familien mit 11901 Seelen und die damals bestehenden 15 Kolonien besaßen 82380 Dsch. Land. Bis 1849 entstanden noch weitere 12 Kolonien. Wenn wir „Familien“ sagen, so ist darunter nur zumteil die gewöhnliche Familie zu verstehen. Die russische Regierung erklärte bei Gründung der Kolonien: Land erhalte nicht eine einzelne Person, sondern nur eine Familie; eine solche müsse zum mindesten aus drei Personen bestehen; sie könne jedoch auch aus drei einzelnen Personen zusammengesetzt sein, die zu einander in gar keinem Familienverhältnisse ständen. Es wurden in der Tat zahlreiche derartige „Familien“ geschaffen, zwischen denen und wirklichen, abgesehen von allen anderen Unterschieden, doch ein bedeutender Kontrast hinsichtlich der Produktivität besteht. In diesen künstlichen Familien spielen Mißgunst und Neid eine größere, Opferwilligkeit und Liebe eine geringere Rolle als in der natürlichen Familie. Hier war jedenfalls alles gegeben, um eine brüderliche, eine genossenschaftliche Organisation zu schaffen, die zur höchsten Kräftentfaltung wohl geeignet war. Tatsächlich begegneten die jüdischen Kolonisten einander anfänglich als Brüder, und dieser gute Anfang verhielt die glücklichste Entwicklung und sie wäre wohl auch erfolgt, wenn die Pflege des großen und schönen Unternehmens nur in bessere Hände gefallen wäre, als die Regierung dazu bestimmt hatte. Wir hatten vorher gesagt,

die Kolonisten seien nicht in der Lage gewesen, sich christliche Knechte zu halten. Immerhin war sie doch von der Ueberzeugung befeelt gewesen, daß die Kolonisten ihren Weg schwer-

lich allein zu finden wissen würden. Was tat sie? Sie bestellte der Kolonie Aufseher. Ueber Landwirte verfügte sie nicht, wohl aber über eine große Anzahl ausgedienter Unteroffiziere, die der



Triumph. Nach einem Gemälde von Wereschagin. (Seite 84.)

Verförgung harften, und diese schickte sie in die Kolonien, obwohl sie ebensowenig etwas von der Landwirtschaft verstanden wie weiland die deutschen Unteroffiziere vom A-B-C der Pädagogik. Diese russischen Unteroffiziere waren vom Regimente

her gewöhnt, daß zur Arbeit die Mannschaft „befohlen“ und daß jede Lässigkeit, jeder Verstoß dagegen mit der Knute geahndet wurde.

Das waren die Menschen, die darüber zu wachen hatten,

daß die Kolonien ihre stetige Entwicklung fanden. Man kann sich denken, in welcher Art der Einfluß der Unteroffiziere sich geltend machte. — Das Reglement über die jüdischen Kolonien verordnet zwar in § 18, daß die Aufseher nur „mäßige Strenge“ zu beobachten hatten, § 16 aber überließ die Bestrafung ganz ihrem Ermessen. Den brutalsten Mißhandlungen mit der Knute waren auch Weiber, Greise und Kinder ausgesetzt. —

Die Wirkungen der militärischen Prügelpädagogik, die in den Kolonien praktiziert wurde, blieben nicht aus. Als freie Leute waren die Juden in die Kolonien gekommen, sie hatten in denselben Erleichterung ihres Daseins zu finden gehofft, Ruhe und Frieden nach endlosen Mißhandlungen und Hezereien. Was die Kolonien ihnen gewährten, das war fast noch ärger als das Schicksal der unglücklichen Leibeigenen auf den Gütern der blaublütigen Aristokraten.

Könnte bei so unerhörter Behandlung freier Menschen ein höheres sittliches Leben platzgreifen? Wo die Knute des Unteroffiziers gefandelt wurde, um Fleiß und Arbeitsfreudigkeit zu erwecken, da mußte aller Schaffenstrieb ersticken und alle Liebe zum neuen Beruf erlöschen. Man konnte nicht anders, als ihn hassen und den einzigen Gedanken hegen, ihm so rasch als möglich zu entfliehen.

Wie in den Kolonien die tiefste Entmutigung platzgriff, so wirkte das Schicksal der Kolonisten überall hin und im höchsten Maße abschreckend. Die Kolonisten sowohl wie ihre Glaubensgenossen außerhalb der Kolonien lebten schließlich in dem Wahn, daß die Kolonien dazu außersehen seien, ein Uebergangsstadium zur Leibeigenenschaft zu bilden, der alle Juden überliefert werden sollten. Was Wunder, wenn sich jeder, der sich dem entsetzlichen Dasein durch die Flucht entziehen konnte, es tat.

Der verzweifelte Zustand der Kolonien konnte der Regierung auf die Dauer nicht verborgen bleiben; sie überzeugte sich, daß sie in der Wahl der Aufseher doch einen unterschiedenen Mißgriff getan, sie berief die Unteroffiziere ab und schickte Civilaufseher in die Kolonien. Diese aber waren ebensowenig wie ihre Vorgänger Landwirte, und waren die Unteroffiziere brutal gewesen, so waren die Civilaufseher korrumpirte Beamte, elende Ausbeuter, die keinen anderen Zweck als die Füllung ihrer Taschen auf Kosten der Juden vor Augen sahen. Wer sich nicht gutwillig plündern ließ, der wurde verfolgt, und den Aufsehern standen die furchtbarsten Mittel zur Verfügung, jeden Widerstand zu brechen. Auf ihr Zeugnis hin wurden Bauern ins Militär gesteckt, die garnicht militärpflichtig waren. Ja viele Bauern wurden sogar wegen — „nachlässigen Ackerbaues“ — nach Sibirien verschickt.

Wir haben bisher die unglückliche Lage und Ausstattung der Kolonien, das schreckliche geistige Elend kennen gelernt; unser Bild muß noch in materieller, in wirtschaftlicher Richtung eine Ergänzung finden. — Werfen wir zunächst noch einen Blick auf die Produktivität der Steppe. Hier finden wir, daß die Erzeigbarkeit des Steppengebiets, der „Kornkammer Europas“, wesentlich dem Umstande zu verdanken ist, daß unermesslich große Flächen zum Getreidebau herangezogen werden. In der Massenbebauung besteht tatsächlich das Wesentliche der südrussischen Getreideproduktion. Die ganze Landwirtschaft ist ein Glücksspiel. Günstige Jahre geben außerordentlich hohe Ernteerträge; da sie aber im allgemeinen nur spärlich eintreffen, muß der Landwirt beständig durch einen möglichst hohen Einjaz das Glück auf die Probe stellen, d. h. eine möglichst große Ackerfläche mit Getreide bestellen. Dies ist möglich, wenn er Geld hat und in der Lage ist, von der Krone Ackerboden zu pachten. Ist der Himmel der Spekulation günstig, dann trägt die Pacht den großartigsten Gewinn. Ist der Sommer zu heiß oder zu naß, dann verliert der Landwirt alles. Um den Verlust auszugleichen, muß er im nächsten Frühjahr den Einjaz verdoppeln, d. h. ein noch größeres Stück Boden in Pacht nehmen. So geht es weiter, bis er entweder ein reicher Mann oder ein Bettler geworden ist. — Alles ist hier Glücksspiel, und je kräftiger man daran teilnehmen kann, um so besser wird man in der Regel fahren. Je ärmer der Bauer ist, um so weniger kann er in der Steppe seine Existenz

finden. Die südrussische Landwirtschaft verzeichnet als trockene sogenannte Dürst- und Hungerjahre mit schlechten Ernten die Jahre 1822, 1823, 1824, 1827, 1830, 1831, 1833, 1835; 1825, 1826 und 1829 waren in dieser Periode allein gute Erntejahre. Als besonders nasse Jahre, bei denen die Ernte gleichfalls zugrunde ging, werden die Jahre 1837 und 1838 bezeichnet.

Nach einer prachtvollen Ernte im Jahre 1866 hatte die Landwirtschaft in Neurußland bis zum Jahre 1871 nur Mißernten erzielt. Das Jahr 1871 brachte wieder eine gute Ernte. In Taurien, das sich im allgemeinen viel günstigerer klimatischer Verhältnisse als das eigentliche Steppengebiet erfreut, waren von den Ernten in zehn Jahren 2 gute, 6 Mittel- und 2 sehr schlechte Ernten.

Es wird nicht schwer fallen, sich die Lage der jüdischen Kolonien und Kolonisten auszumalen, die infolge ihres schlechten Bodens, der weiten Entfernung der Acker von den Dörfern und des Mangels an Wasser, sich den christlichen Bauern gegenüber ohnehin bedeutend im Nachteil befinden. Sie konnten bei ihrer Armut an dem Konkurrenzkampfe garnicht teilnehmen. Traf die Kolonien eine Mißernte, so war gleich das vollste Elend da. Hand in Hand mit dem geistigen Elend, mit der Mißhandlung und Knechtschaft ging in den Kolonien ein großes materielles Elend. Das Unglück vervollständigend, kamen Pest und Viehseuchen in die Kolonien. — Wie oft die schrecklichste Not die Kolonien heimgesucht haben muß, das ergibt sich annähernd aus den Unterstützungen, welche die Regierung den Kolonien gewährte. Sie erhielten: 1833, 1834 und 1835 Getreide zur Ausfaat und zur Ernährung, 1846 Ochsen an Stelle der von der Rinderpest weggerasteten, 1848 und 1849 Getreide zur eigenen und zur Ernährung des Viehs, Winterfaat sowie Getreide zur Verbesserung des Futters und Medikamenten gegen Viehseuchen. Im Jahre 1856 und 1857 gab es wieder Winter- und Sommerfaat, Getreide zur Ernährung der Bauern und zum Winterfutter für das Vieh, 1859 und 1860 zur Ernährung der Bauern und zur Ausfaat. Das Gleiche geschah 1862, 1863 und 1864; alsdann gab es erst wieder 1869 eine Getreideunterstützung und zwar wegen einer schlechten Heu- und Getreideernte u. s. w. Wie heftig die Epidemien in den Kolonien wüteten, das läßt das Faktum erkennen, daß in den ersten Zeiten der Kolonienbildung etwa vier Fünftel der jüdischen Kolonisten selbst von der Pest fortgerafft wurden.

Man erinnert sich des bedeutenden Aufschwungs, den die Kolonien gegen Ende der Dreißiger-Jahre nahmen. Die Ursache desselben lag darin, daß der Kaiser Nikolaus glaubte, den durch die schweren Schicksale der Kolonien tief gesunkenen Mut der Juden von neuem dadurch beleben zu sollen, daß er diejenigen Juden, welche der Landwirtschaft sich zuwendeten, vom Militärdienste befreite. Die nächste Folge dieser kaiserlichen Konzeßion an die jüdischen Kolonisten war die, daß sich alles, was den schrecklichen Militärdienst zu fürchten hatte, in die Kolonien flüchtete, um dort die Landwirtschaft zu ergreifen. In diese Periode fällt der erwähnte große Aufschwung der Kolonien. Zugleich mit demselben aber erwachte eine Reaktion gegen die Kolonisation in den jüdischen Kreisen selbst. Einmal war das erste Feuer längst verglüht, dann aber auch, was ja begreiflich ist, der Glaube an die Zukunft der Kolonisation erloschen.

Zahlreiche Juden hatten die Kolonien verlassen und in den Städten das alte Handelsgewerbe oder das Handwerk wieder aufgenommen. Der Traum der Emanzipation durch schwere Arbeit war gründlich ausgeträumt.

Wirke schon dieser Zustand der Auflösung im allgemeinen niedererschlagend und die Reaktion kräftigend, so tat dies in hohem Maße noch die Schädigung der jüdischen Gemeinden durch die Entfernung der jüdischen Militärpflichtigen.

Im Anfange der Sechziger-Jahre erklärte die Aufsichtsbehörde der den Juden erschlossenen Gebieten, daß mit Rücksicht auf die Militärpflicht der Juden die Kolonien nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich seien. Die Regierung stimmte dieser Anschauung bei, sie erkannte jetzt, daß die Kolonisationsbestrebungen

vergeblich gewesen — weil die Juden sich als untauglich zur Landwirtschaft erwiesen hätten.

Wie wir gezeigt haben, war das Gegenteil der Fall. Das russische Verwaltungssystem selbst war es, welches den jüdischen Kolonien die tödlichsten Schläge versetzte.

Am 30. Mai 1866 erfolgte ein kaiserlicher Erlass, der die besondere Verordnung über die jüdischen Kolonien bezüglich ihrer Privilegien aufhob. Durch kaiserliches Manifest wurden die fiskalischen Anleihen, welche den Kolonien im Laufe der Zeit gewährt worden waren, annulliert. Ein Gesetz vom 24. Novbr. 1 67 erleichterte den Uebergang der jüdischen Bauern zum Kleinbürgerthum, und die Gouverneure erhielten Weisung, im Interesse der Auflösung der Kolonien, den Kolonisten den Uebergang in andere Steuerklassen zu erlauben. Von dieser Erlaubnis wurde begreiflicher Weise sehr zahlreich Gebrauch gemacht. Mit Anfang der Siebenziger-Jahre wurden von den Aufsehern regelmäßig Familienrevisionen vorgenommen, bei welchen alle Juden von den Kolonien ausgeschlossen und ihres Standes als Ackerbauer verlustig erklärt wurden, welche sich nicht ausschließlich mit dem Ackerbau beschäftigten oder die trägt und nachlässig waren. — In den Dörfern blieb immerhin ein Stamm Landwirte zurück, die es trotz alledem vorzogen, der Landwirtschaft in den Kolonien selbst treu zu bleiben. Dieser Stamm ist es, den wir heute noch in den jüdischen Dörfern antreffen. — Seit der Aufhebung der Knechtschaft ist es wesentlich freundlicher in den Kolonien geworden, der landwirtschaftliche Betrieb hat eine regere Entwicklung gefunden, doch ist der jüdischen Landwirtschaft, soweit sie nicht in den günstigsten Verhältnissen sich befindet, kein guter Fortgang zu verheißen, da die Konkurrenzfähigkeit der jüdischen Bauern keine größere geworden, das Klima auch nach wie vor der kleinen Landwirtschaft ungünstig geblieben ist.

In allen jüdischen Kolonien waren im Laufe der letzten 10 Jahre 5 volle Missernten des Winter- und 4 volle des Sommergetreides. Niedriger als die Durchschnittsernte waren $1\frac{1}{2}$ Winter- und $2\frac{1}{2}$ Sommerernten. Durchschnittsernten gab es bei $2\frac{1}{2}$ Winter- und $1\frac{1}{2}$ Sommerbestellung. Höher als die Durchschnittsernte waren $2\frac{1}{2}$ Winter- und $\frac{1}{2}$ Sommerbestellung.

Die außerhalb der Kolonien stehenden jüdischen Landwirte suchten sich, soweit sie die Mittel dazu besitzen, durch die Bodenpacht zu einer günstigeren Lebensstellung zu verhelfen. Im Jahre 1880 hatten jüdische Landwirte vom Staatsboden 115 042 Desj. gepachtet; 61 317 Desj. befanden sich im Pachtbesitze der christlichen Bauern, die im allgemeinen ja Pächter der Gutsbesitzer sind. Der Rest des Staatsbodens befindet sich im Pachtbesitze der Gutsbesitzer. Im landwirtschaftlichen Großbetriebe

begegnet man auch den Juden. Es befinden sich in den Händen jüdischer Gutsbesitzer 129 6 9 Desj. eigentümlich, und unter den jüdischen Gutsbesitzern befinden sich drei mit einem Ackerthum von mehr als 50 000 Desj.

Die Bahnen, welchen die südrussische Landwirtschaft zustrebt, führen, wie man sieht, entschieden zum Großbetriebe, der ja auch der natürliche ist. Diese Sachlage nötigt, bei der Anlage neuer jüdischer Ackerbaukolonien, die ja im Werke ist, genossenschaftliche Organisationen zu schaffen, in denen die Gesamtheit für den einzelnen und dieser für die Gesamtheit eintritt. An tüchtigen jüdischen Landwirten, welche die Bildung solcher Kolonien übernehmen könnten, fehlt es ja nicht. — Es liegt beiläufig auf der Hand, daß die Befreiung der christlichen Bauern aus dem heutigen der Leibeigenschaft durchaus verwandten Zustande nur durch ihre Vereinigung zu geschlossenen Gemeinschaften erreicht werden kann, wie sie in Rußland zahlreich bestehen. Allerdings könnte das nur auf Kosten der Krone und des großen Grundbesitzes geschehen.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier die materiellen Vorteile des genossenschaftlichen Betriebes eingehender behandeln; sie sind bedeutend, und sie bestehen, abgesehen von ihren sittlichen Wirkungen, wesentlich in dem geringeren Anlage- und Betriebskapital, in der besseren und kräftigeren Konzentration der Arbeitskraft und der gesicherteren Existenz des einzelnen jüdischen oder christlichen Bauern. Wir haben die Berufstätigkeit der Juden in Cherson kennen gelernt. Es gibt kein Handwerk, keine Industrie, kein Gewerbe, wo sie nicht in hervorragender Weise beteiligt wären. Wie sie das Gros des Handwerker- und Handelsstandes stellen, wie sie bedeutend in der landwirtschaftlichen Industrie vertreten sind, so stellen sie auch zur Landwirtschaft selbst, wie unsre Zahlen gezeigt haben, ein kleines Kontingent.

Zur Erklärung der Judenhetzen bleiben mir keine anderen Gründe als die bereits im Eingange genannten übrig: die religiöse Verachtung, die systematische Herabwürdigung und Verlästerung der Juden durch die Regierung, die sinnlosen und barbarischen Verfolgungen, denen sie im Laufe der Jahrhunderte ausgesetzt gewesen, die geistige Verkümmern der russischen Volksmassen, das große materielle Elend derselben und der damit verbundene Haß, an den ausbeutenden Elementen Rache zu nehmen, wobei man allerdings an die falsche Adresse gelangt, da die große Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung in Rußland ebenso sehr aus Proletariern besteht, wie diejenigen der christlichen Bauern.

Serena.

Eine venetianische Novelle von Max Vogler.

(2. Fortsetzung.)

Durch die grandiosen Säulenhallen des Korridors gingen sie nach der dem Portal entgegengesetzten Seite des mächtigen Bauwerks und dann auf einer der ebenso wie die andern drüben nach dem Eingang ausmündenden, mit herrlichem Skulpturenschmuck versehenen Treppen auf einen zweiten großen Flur hinab. Hinter einer frisch grünen, dichten Gruppe hoher Topfgewächse öffnete sich hier zwischen majestätischen, mannigfach verzierten Steinpfeilern der weite torähnliche Eingang zu dem großen Saale, in welchem die gesellschaftlichen Festlichkeiten des Hauses, die besonders seit der zweiten Verheiratung des Besitzers sehr häufig veranstalteten Bälle und anderen Vergnügungen, stattzufinden pflegten.

Dem Eintretenden zeigte sich ein weiter, hoher Raum, in welchem durch die mit bunten Glasmalereien versehenen Fenster ein nur mattes, sanftes Licht hereinfiel, das durch lange, schwere, allenthalben von den Wölbungen bis auf den mit eingelegter kunstvoller Arbeit geschmückten Parquetboden herabfließende Gar-

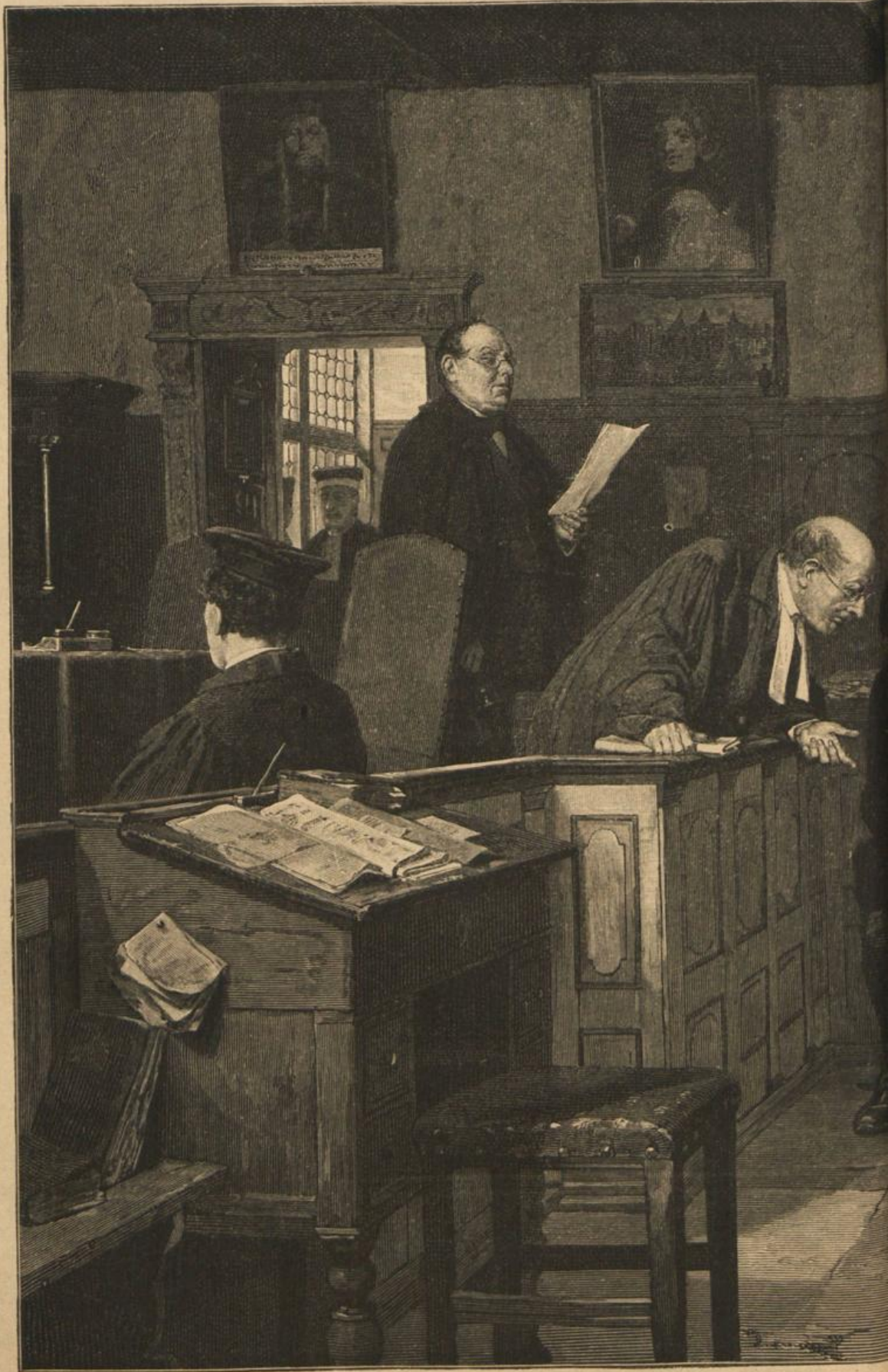
dinen und das Blätterwerk der draußen fast unmittelbar die großen Glasscheiben der Fenster berührenden Zweige der Sträucher und Bäume des Gartens noch mehr gedämpft schien und nur ein dämmeriges Halbdunkel darinnen walten ließ. Die Ausstattung des weiten Raumes war eine altentümlich luxuriöse und befandete allenthalben den verschwenderischen Reichtum des vornehmen Patriziergeschlechts: an den Seiten lange Reihen kunstvoll geschnitzter Stühle, rotgammentene Divans in den Ecken und Nischen, längs den Säulenhallen der Wände silberne, mit goldenem Zierrat versehene Kandelaber, mächtige Kronleuchter von der Decke herabhängend, im Hintergrunde ein großer Orchesterraum und ein breiter, fast die ganze Höhe des Saales ausfüllender Spiegel, der das Bild des großen Raumes in magischem Lichte zurückwarf. Und aus diesem Saale führten wieder an verschiedenen Stellen Eingänge nach kleineren Gemächern mit all den der Bequemlichkeit und dem Wohlbehagen dienenden Einrichtungen, die, dem modernen Bedürfnisse ent-

sprechend, in gewählter Weise heitere Eleganz und zweckmäßige Gediegenheit in sich vereinigen; in einem derselben konnte man durch die halb geöffnete Tür ein großes, ebenfalls mit reicher Schnitzarbeit gezieres Büffet und einen mächtigen Eichentisch, auf welchem mehrere kostbare Armleuchter schimmerten, erkennen.

Camillo zog vor allem der Saal an, in welchem er sich befand, und hier der verschwenderische Marmor schmuck von klassischer Schönheit, der sich allenthalben geltend machte: die mit prachtvoller Zierrat versehene Decke, die hohen, kappenartigen Bogengänge zur Seite mit ihrem anmutig-hoheitsvollen Säulenwerk, den wunderbaren Knäufen, den verschiedenartigsten Arabesken, den schönen Reliefs, den friedlich ruhenden oder freundlich herabgrüßenden Frauen- und Kindergestalten wieder über den lustigen Wölbungen — das alles gehörte, so oft er in dergleichen Palästen auch schon geweiht, zu den stilvollsten künstlerischen Arbeiten, die sein Auge je gesehen.

An den Wänden, die, wenn man sich außerhalb der Bogengänge befand, durch die Säulenreihen der letzten wie in einzelne Felder geteilt schienen, bemerkte man eine Anzahl alter, zumteil von der Zeit arg zerstörter Fresken; daneben zeigten sich noch mehrere leere Stellen, die des Gemälde schmuckes erst noch bedurften, und eben diese sollten dem Wunsche des Marchese gemäß mit Darstellungen landschaftlicher Szenerien vom Comer See geziert werden.

Camillo erkannte eine solche Ausschmückung eines der schönsten wenn nicht überhaupt des prachtvollsten unter den Räumen in diesem monumentalen Bauwerke als eine in hohem Grade lohnende und seiner würdige Aufgabe und versprach, schon in den nächsten Tagen nach dem Lago di Como abzureisen, um dort die landschaftlichen Szenerien, die ihm als Originalmodelle dienen sollten, kennen zu lernen und die besonderen Studien



Bauern vor Gericht. Nach



Gemälde von Benjamin Vautier.

zur Ausführung des geplanten Werkes zu unternehmen.

Als die beiden Männer dann wieder in das vorhin von ihnen verlassene Gemach zurückkehrten, fanden sie daselbst Serena und die Schwester Camillos anwesend; der letzteren war denn doch trotz aller wiedergeschauten Herrlichkeiten des Gartens die Zeit zu lang geworden, und Serena hatte sie daher nach dem Empfangssalon, wo man den Bruder noch vermutete, führen müssen. Der Marchese war offenbar erstaunt, die Kleine noch im Hause zu finden, wurde aber bald über alles aufgeklärt. Er hatte jetzt Serena mit dem jungen Künstler in aller Form bekannt gemacht, und als jene hörte, daß derselbe aller Wahrscheinlichkeit nach den längst in Aussicht genommenen Gemäldebeschmuß des Marmorfaales ausführen werde, leuchtete ein Schimmer unverhohlenster Freude in ihrem schönen Antlitz auf, und sie sagte, indem sie der Schwester Camillos mit ihrer zarten Hand wieder leise über das Goldhaar fuhr, in heiter bittendem Tone:

„Aber dann bringen Sie mir auch recht oft die kleine Abete wieder mit!“

„Ach ja, Camillo! Ich glaub', ohne meine Liebe, große Freundin garnicht mehr leben zu können, — da mußt du mich schon mitnehmen!“

Camillo lächelte stillvergnügt und beugte sich, ihr leise die Stirn küssend, zu dem Schwesterchen nieder.

Wie liebe Bekannte, denen lang schon ein Platz in ihren Herzen gesichert war, verabschiedeten der Marchese und Serena ihre Gäste, und bald darauf trug die Gondel die beiden den Canal grande entlang, der von hier nicht sehr weit entfernten Wohnung des Malers zu.

III.

Dort liegt er, sonnenbeglänzt, lichtumflutet, Nebenbügel und Olivenhaine, schimmernde Landhäuser und Burgen und Kirchen in seinem leuchtenden, grünblauen Wasser widerspiegelnd, von mattenreichen Bergen und

frischgrünen Kastanien- und Ballnußwäldern malerisch umkränzt — mit all' seinen wunderbaren Reizen, in seinem unendlichen Zauber: der Comer See.

Der Maler Camillo von Winter nahte seinen Ufern. Er hatte zuerst den Bahnzug von Venedig aus benützt und war dann eine halbe Tagereise rüstig zu Fuß gewandert, um desto freier und ungestörter die unvergleichliche Schönheit der Gegend in vollen Zügen genießen zu können.

Heute, eines klaren, sonnigen Septembertags, betrat er nun das Gestade und ließ sich in einem der stattlichen Dampfer, die tagtäglich den See auf- und abfahren, ein Stück über die Blüten tragen. Nach kurzer Fahrt hatte er sein Ziel erreicht und stieg ans Land.

Dicht am Ufer befand sich der Eingang zu einem großen Garten; über der Eingangspforte bezeichneten goldglänzende Buchstaben auf einem langen, gewundenen Metallschild die Besizung als die Villa Montanari. In rötlichem Schimmer grüßte diese letztere selbst durch das tiefdunkle Gezweig der Magnolien, Lorbeerern und Myrten von der Höhe herab, zu welcher man auf einem aus mehreren Terrassen bestehenden breiten Sandweg und zuletzt auf einer großen Treppe hinaufgelangt. Vor der Gartentür schaukelten einige zierliche Gondeln mit eingelegten Rudern in dem klaren, leise plätschernden Wasser hin und her, — wie herrlich mochte es sein, sich in sanftem Wiegen und Wogen von ihnen dahintragen zu lassen über die leuchtende Flut!

Die grün-weiß-rote italienische Flagge aber flatterte nicht wie sonst über dem schimmerndem Dach lustig und leicht im Winde, ein Zeichen, daß der Besizer die Villa zur Zeit nicht bewohnte.

Nachdem Camillo von Winter an der Gartentpforte geschellt hatte, wurde die Tür von innen schnell geöffnet und er schritt die Terrasse hinauf. Oben am Eingang vor der nach außen durch einen langen Säulengang abgeschlossenen dicht von Neben umschlingelten Veranda lagen zwei riesige Löwen aus weißem Marmor, während ein paar ungeheure Neufundländer von Fleisch und Blut schnobbernd und leuchend um den ihnen fremden Mann herumliefen und sich ihn von allen Seiten besahen, aber durch Wink und Zuruf des Verwalters, der Camillo oben erwartete, sich sofort zurückzuziehen ließen. Nun hatten sie sich auf der obersten Terrasse wieder in den von der Sonne heiß durchglühenden Sand niedergestreckt und pusteten und ließen die Zungen hängen.

Der Verwalter der Besizung war von der Ankunft des jungen Malers und der Absicht, welche ihn hergeführt, durch den Marchese schon vorher unterrichtet und beeilte sich, ihn so höflich wie möglich zu empfangen.

Ehe sich jener jedoch in die inneren Gemächer des stattlichen Hauses führen ließ, wollte er erst die nächste Umgebung desselben, vor allem den Garten, genauer kennen lernen. Schon von der Veranda aus bot sich ein außerordentlich malerischer Anblick dar. Zunächst unmittelbar zu Füßen lag der sehr umfangreiche Garten mit seinen bald heller bald dunkler schimmernden Bäumen und Sträuchern und den hier und da daraus hervorleuchtenden Marmorgruppen und Figuren; dann breitete sich unten die weite Fläche des Sees, auf welchem einzelne Dampfer und eine große Menge kleinerer Fahrzeuge durcheinanderkreuzten, gleich einem mächtigen Strome aus, und, was vor allem als ein Bild voll wunderbarstem Reize dem Auge entgegentrat, am Ufer drüben, zwischen Nebenhängen und von üppiger südlicher Vegetation belebten Hainen, die kleineren und größeren Ortschaften mit ihren weiß schimmernden Häusern, die bald großartige, bald bescheidener in buntem Lichte leuchtenden Landschaftsbild als großes Hauptgemälde seines Freskenzyklus zur Darstellung zu bringen.

Nahm dieses von der Höhe des Gartens sich darbietende Bild vor allem durch seine Großartigkeit, durch den Umfang der sich daselbst eröffnenden Fernschau das Auge gefangen, so

wurde der Blick Camillos, als dieser den Garten nach allen Richtungen durchschritt, dann durch eine Menge reizvollster Einzelheiten beständig gefesselt. Neben den hohen, weidenartigen Delbäumen, um deren Stämme und dünne Zweige sich üppig wuchernder Epheu schlängelte, chinesischen Fichten, riesigen Aloë, Lorbeerern, Myrten, Magnolien, ja selbst schlanken Cedern prangten allerhand kleinere südliche Sträucher, Gewächse und Blumen, die einen berausenden Duft ausatmeten, und inmitten all' dieses üppigen Blätter- und Blütengewirrs stieß der durch diesen Anblick wie in eine andere Welt versetzte Spaziergänger auf buschig versteckte Grotten, in deren einer sogar ein kleiner Wasserfall laut rauschend und kristallhell funkelnd herabfiel, auf rieselnde Quellen, plätschernde, in perlenden Wasserstrahlen hoch aufspritzende Springbrunnen mit künstlerisch geschmückten Bassins, auf schneeweiße, blendende Marmorgruppen und Einzelstatuen, — hier Mars und Venus, Amor und Psyche, dort Dante und Beatrice, Petrarca und Laura, spielende Kinder, träumende Mädchen, zum Wurf ausholende Kämpfer, unmittelbar am Seeufer in langer Reihe die Grazien und heiteren Mufen, Nymphen und Wassergötter in anmutigen Stellungen, deren steinerne Bilder die klare Flut in leuchtenden Umrissen zurückwarf, und da, in einem dunklen Lorbeer- und Cypressengebüsch, inmitten all' dieses heiteren, sonnigen Lebens und seiner Symbole die Seele doppelt gewaltjam ergreifend, die unsterblichen Schmerzengruppen des Laokoon und der Niobe.

Auf seinem Wege durch den Garten gelangte Camillo auch an ein lauschig verstecktes Plätzchen, unweit des Seegeftades auf einer kleinen Anhöhe, wo ein von den dicht verschlungenen Zweigen der Bäume hallenartig gebildetes Laubgewebe an einer Stelle gerade noch genügend weit auseinandertrat, um dem Auge einen weniger durch großen Umfang, als vielmehr durch überaus ansprechende Lieblichkeit entzückenden Ausblick zu gestatten. Die Sträucher und Bäume des unteren von da aus sichtbaren Gartenteils erschienen hier zur vollen Blütezeit wie ein reiches, großes Bouquet, zu dem die blaue, leise atmende See eine überaus zarte, in matten Farben verschwimmende Garnirung bildete, während der Blick weiterhin am Ufer drüben einen kleinen, von einer halbzerfallenen Burg gekrönt, zwischen grünen Matten sich den Berg hinaufziehenden Ort in einem schön gerahmten, äußerst anmutigen bis ins scheinbar unbedeutendste fesselnden Bilde umfaßte. In dem kleinen Laubtempel selbst bemerkte man eine steinerne Ruhebänk und neben dieser, etwas nach vorn, auf einem gewissermaßen als Sodel dienenden Marmortischchen und mit diesem zusammenhängend eine außerordentlich anziehende plastische Gruppe: Amor, Tauben tränkend.

Als ein alter, graubärtiger Gärtner mit gebräuntem Gesicht und ungewöhnlich seelenvollen Augen, der sich in der Nähe an den Sträuchern zu tun machte und zweifelsohne den Grund der Anwesenheit Camillos kannte, sah, daß letzterer unter das schattige Blätterdach hieintrat, die eben erwähnte reizvolle Marmorgruppe aufmerksam betrachtete und sich dann auf der Bank niederließ, um den Blick hinaus und über den See schweifen zu lassen, ging er hinzu und sagte, höflich den breiten, rotbänderten Strohhut vom Haupte ziehend, mit einer sehr klangvollen, sympatischen Stimme:

„Ja, Monsignore, dieses Plätzchen dürfen Sie ja nicht vermissen, vor allem den kleinen Schalk da mit den Tauben und das Ruhebänkchen nicht —“

Der Maler, der sich erhoben hatte und jetzt inmitten in dem kühlen Laubtempel stand, sah den Alten groß an und erwiderte verwundert:

„Ich verstehe euch nicht, Alterchen! — Es mag sich wohl recht schön hier sitzen und träumen in wohliger Schattensühle, und der Schalk da mit den niedlichen Vögeln ist eine meisterhafte Künstlerarbeit, — aber warum gerade dieses Plätzchen zeichnen und malen, das doch an sich selbst so wenig malerisches hat? — Ja, wenn ihr noch von der entzückenden Aussicht gesprochen hättet, diesem Bilde drüben, welches in so engem Rahmen einen so unvergleichlichen, den Pinsel geradezu herausfordernden Reiz entfaltet, und welches ich allerdings —“

„Ei freilich, Monsignore! Die prächtige Aussicht auch! — Das gnädige Fräulein würde sie sehr vermiffen, wenn Monsignore dieselbe nicht malten. . . . Aber Verzeihung, Monsignore, — das Plätzchen selbst mit den Marmorfiguren ist gleich wichtig! Denn Monsignore müssen wissen, daß das gnädige Fräulein hier stundenlang und am liebsten weilt und nicht minder gern, als den Garten und den See und die weißen Häuser drüben, den Schall und die Tauben anschaut. Gewiß, Monsignore werden ihr den Gefallen tun!“ — setzte der Alte naiv und in so wunderlich bittendem Tone hinzu, als ob er ein besonderes Interesse an der ganzen Angelegenheit hätte — „Fräulein Serena ist ein so gutes, liebes Fräulein! — Monsignore brauchen nur die Leute drinten im Dorfe zu fragen, — die kennen das so gut wie ich. ‚La madamigella bellissima e benevolissima,‘ — ‚Das schönste und beste Fräulein,‘ nennen sie Serena, und sie ist wegen ihrer schrankenlosen Wohltätigkeit unter diesem Namen in der ganzen Gegend bekannt und geehrt — — Da seht!“ — unterbrach er sich plötzlich, indem er nach dem Gartenzaun auf ein dort stehendes dürftig gekleidetes junges Weib und zwei Kindern hinwies, deren eines sie auf dem Arme trug, während sie das andere, ein reizendes, kleines Mädchen mit pechschwarzen feuchten Augen, an der Hand führte — „Die wissen recht gut, wer ihnen fehlt!“

Und in der Tat streckte die Kleine, auf den Beinen stehend, mit vieler Mühe ihre Händchen über die niedrige Tür der kleinen Pforte, durch welche man, nicht weit von jenem lauschigen Ruheplätzchen, auf den steilen, schlecht unterhaltenen Dorfweg hinaus gelangt, und rief weinerlich bittend: „O madamigella bellissima e benevolissima“ in den Garten herein.

„Ja, ‚madamigella bellissima e benevolissima!‘ . . . Aber sie ist nicht da, liebes Nörchen!“ — sprach der Alte zurück, indem er eine große, volle Kamelienblüte vom nächsten Strauch brach und sie mit einer kleinen Münze, die er schnell aus der Tasche hervorholte, der Kleinen über die Gartentür zuwarf, worauf die armen Leute sich wieder langsam entfernten und in das ärmliche Dörfchen zurückschritten.

„Sehen Sie,“ — fuhr der Alte, zu Camillo gewendet, fort — „so redet das gemeine Volk da herum von der Tochter des gnädigen Herrn Marchese, — Sie wissen, daß uns der gnädige Herr Marchese und die gnädige Frau Marchesa mit ihr schon lang wieder verlassen, ungewöhnlich früh diesmal, um hinüber nach dem Garda zu Besuch auf die Güter des Grafen von Lorente zu gehen — und es vergeht fast kein Tag, daß nicht drei, vier oder mehr von unten heraufkommen und nach dem gnädigen Fräulein fragen. Und das kleine Mädchen dort, Monsignore, sie könnte Ihnen viel davon erzählen, was Serena ihr und der Mutter, einer jungen Wittve, alles gutes erwiesen hat, — wie oft sie hier an dieser Stelle mit dem gnädigen Fräulein gesessen und mit ihr von dem Schall und den Tauben geplaudert, — daß dieser ein guter Engel wäre, der die durstigen

Tierlein trinkt und uns zeigt, wieviel mehr wir unseren Nebenmenschen, wenn sie in der Not sind, helfen müßten“ — — —

Camillo konnte ein leises Lächeln über diese jedenfalls dem mytologischen Grundgedanken wenig entsprechende Deutung des schönen Bildwerkes nicht ganz verbergen; aber es war ein Lächeln innersten Entzückens sowohl über die gutmütige Naivetät des Alten, der im Ernst diese Deutung für die durchaus richtige zu halten schien, wie über den edlen Sinn Serenas, für welchen dieselbe einen neuen Beweis gab, und zustimmend und gedankenvoll nickend sah er noch einmal mit glänzenden Blicken auf die kleine Marmorgruppe hin.

„Ich danke euch, Lieber!“ — sagte er dann zu dem Alten, welchem während seiner letzten Worte Tränen in die Augen getreten waren, die er nun mit seiner harten, schwieligen Hand sich von den braunen Wangen hinwegstrich — „wir wollen schon diesen erinnerungsreichen Laubtempel hier die ihm gebührende Ehre widerfahren lassen und den Schäfer dort mit seinen niedlichen Schützlingen so schön malen, daß Fräulein Serena ihre Freude daran haben wird.“

Mit diesen Worten verließ er den Gärtner und schritt, in Gedanken verloren, tiefer in die schattigen Laubgänge des Gartens hinein.

Nach Verlauf einer geraumen Zeit erst kam er nach der Veranda zurück, um jetzt auch die innere Einrichtung der Villa in Augenschein zu nehmen.

Er begegnete hier wieder ganz den heiteren Grazien, welche der Umgebung des Hauses ihren charakteristischen Stempel aufdrückten: in den Korridoren und Gemächern wieder Büsten, Statuen und Reliefs, treffliche Gemälde heiteren Genres von neueren italienischen Künstlern, wie Gruppen blumenbefränkter Genien, anmutige Szenerien aus dem Fischer- und Landleben, reizvolle Landschaftsbilder, Blumen und Fruchtstücke, — alles sprach jene poesievolle Anmut, jene lebensfreudige Stimmung aus, wie sie draußen vor den Fenstern über der sonnigen Landschaft unter dem blauen Himmel schwebte, überall wehte jener sanfte Hauch beseligenden Tafelinsglückes, der in der milden Luft waltete, die leisen Zug und voll süßen Dufts über diese gesegnete Scholle Erde dahinstrich.

Kein Wunder, daß sich Camillo hier von ganzem Herzen wohl fühlte und nach mehrwöchigem Aufenthalt, während dessen er die nähere Umgebung der Villa Montanari in allen ihren Schönheiten kennen lernte und Skizzen entwarf, mit voller Begeisterung für die im Palazzo della Sponda seiner wartende Aufgabe nach der alten Lagunenstadt zurückkehrte.

Nachdem er hier dem Marchese seine Skizzen vorgelegt, einigten sich die beiden bald über die letzten noch zu erörternden Punkte, unter anderen auch über das von Camillo verlangte Honorar, und der Künstler ging unverweilt an die Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Baumwollenindustrie und ihre Bedeutung.

Kulturgeschichtliche Skizze von S. Schlüter.

(Schluß.)

Die Baumwolle gehört zur Familie der Malvaceen. Die Frucht hat etwa die Größe einer Wallnuß und besteht aus 3 bis 5 Fächern; in jedem Fache liegen einige graue oder braune Kerne, an denen, wie an dem Samen mancher europäischen Bäume, weiße Fäden hängen. Diese Fäden sind die Baumwolle. Wenn die Frucht reif ist, öffnet sich die Kapsel, die Wolle quillt heraus und kann mit Leichtigkeit abgenommen werden. Da man den richtigen Augenblick nicht versäumen darf, widrigenfalls die Wolle vom Winde hinweggeführt wird oder auf die Erde fällt, und da die einzelnen Pflanzen eines Feldes nicht zu gleicher Zeit reifen, so erfordert die Ernte viel Arbeit

und längere Zeit, gewöhnlich von 2 zu 4 Monaten. Man muß die Baumwolle ungefähr behandeln wie die Erdbeeren, sie nämlich jeden Tag abzuhaken. Eine Pflanze trägt $\frac{1}{4}$ —1 Pfund, manche Sorten 2 Pfund und mehr.

Aus dieser Art der landwirtschaftlichen Bearbeitung erklärt sich auch, warum das Halten der Sklaven für die Baumwollenbarone des Südens so vorteilhaft war; konnte doch jede Person, Mann, Weib und Kind mitarbeiten. Je mehr Sklaven er hatte, desto größer war der Ertrag der Ernte, denn die Größe der Pflanzung richtete sich nicht nach dem Boden, der, da genug vorhanden war, weniger in Betracht kam, sondern

nach der Anzahl der Sklaven, nach der Arbeit, die auf die Pflanzen verwandt werden konnte. Da die Sklavenarbeit und Plantagenwirtschaft den Boden verwüstet und rasch auslaugt, so verließ der Sklavenhalter öfter seine ausgenutzten Felder und vertauschte dieselben mit neuem Besitz, natürlich sein einziges wertvolles Eigentum, seine Sklaven, mit sich nehmend. Das große Einkommen, welches die Plantagenbesitzer durch ihre Sklaven erzielten, bewirkte, daß die Produktion eine riesige Höhe erreichte. Während die amerikanische Ernte im Jahre 1834 sich auf 1 254 328 Ballen à 460 Pfund belief, betrug sie 1859 4 669 770 Ballen, wovon 3 021 403 Ballen zum Preise von nahezu 160 Millionen Dollars ausgeführt wurden.

Der Preis der Baumwolle betrug im Jahre 1790 durchschnittlich 30—40 Cents pro Pfund. Infolge der stark vermehrten Produktion war derselbe im Jahre 1800 schon auf 17—19 Cents gesunken; und im Jahre 1850 kostete sie nur noch $7\frac{1}{2}$ — $8\frac{1}{2}$ Cents. Im Jahre 1859 war der Wert der amerikanischen Baumwollenausfuhr etwa 760 Millionen Dollars, worin die Arbeit von 3 Millionen Sklaven enthalten war. Der Wert der Sklaven in den Vereinigten Staaten wurde 1790 auf 10 Millionen Dollar geschätzt; im Jahre 1820 auf 1200 Millionen und zur Zeit des Ausbruches des Secessionskrieges auf die ungeheure Summe von 4000 Millionen Dollars.

Durch diesen Krieg wurde die Sklavenfrage gelöst. Die südlichen Baumwollensplanzer wollten die ihnen nötigen Industriegegenstände zollfrei einführen, während der Norden für seine Industrie einen starken Schutzzoll aufrecht hielt. Hierzu kam das Interesse des Südens, seine Herrschaft weiter auszudehnen; — so entstand der Krieg, der den Baumwollenanbau Amerikas vorläufig vernichtete.

Etwa $\frac{3}{5}$ aller Baumwolle, welche damals überhaupt produziert wurde, wuchs in den Vereinigten Staaten, und $\frac{1}{5}$ dieses wichtigen Materials, welches überhaupt in den Handel kam, wurde von dort bezogen. Was Wunder, daß das so außerordentlich interessierte England mit ängstlichen Blicken die Entwicklung der Dinge jenseits des Meeres beobachtete. Welche Wichtigkeit der amerikanische Baumwollenanbau zu jener Zeit für England hatte, zeigt ein Artikel des „London Economist“ vom Jahre 1860, welchem wir Folgendes entnehmen: „Jede soziale oder physische Konvulsion in den Vereinigten Staaten würde England erschüttern vom Kap Landsend bis nach John O'Greath. Das Leben von nahezu zwei Millionen unserer Landsleute wird durch die Baumwollenernte Amerikas bedingt; ihr Schicksal, man kann es ohne Uebertreibung sagen, hängt an einem baumwollenen Faden. Sollte irgend ein Mißgeschick über das Land der Baumwolle hereinbrechen, so würde ein Tausend von den Schiffen unserer Kauffahrtflotte müßig in den Häfen verrotten; zehntausend Fabriken müßten ihre summenden Webstühle still stellen und zwei Millionen Menschen würden auf Pflaster gesetzt.“

Wenn auch die englischen Fabrikanten im Jahre 1862, als das oben angedeutete Mißgeschick über Amerika und dadurch über England hereingebrochen war, auf eine Denkschrift das Motto setzten: Cotton knows no politics, Baumwolle kennt keine Politik, so hatte doch dieses selbe Fabrikantentum durch ihr Organ — die englische Regierung — gezeigt, daß sie allerdings die Baumwolle eine treibende Kraft in der Politik war. Meinte doch ein Korrespondent der „Times“ zur Zeit des letzten Opiumkrieges mit China, es sei nötig, den Frieden so einzurichten, daß die Möglichkeit gegeben werde, den Chinesen die englischen Baumwollenswaren „in den Leib zu treiben.“ Und doch, der „große“ Apostel des Freihandels, Mr. Cobden, erklärte es für eine der wichtigsten Aufgaben der Civilisation, die 300 Millionen Chinesen dahin zu bringen, daß jeder sich eine baumwollene Nachtmütze aus Manchester kaufe. Der amerikanische Krieg, das Ausbleiben der Baumwolle, die Verwüstung der Felder und die Umwälzung der Arbeits- und Lohnverhältnisse in den Südstaaten machten nun einen argen Strich durch dieses „in den Leib treiben“. Je stärker bisher in England die Spindel zog und zupfte, je größer wuchs der Boden in Amerika; je mehr das Gespinnst sich anhäufte, desto schneller verschlang

es der mechanische Webstuhl. Das war jetzt anders geworden. Der Stoff mangelte und die Arbeiter konnten nicht beschäftigt werden. Das Rohmaterial stieg von $5\frac{1}{2}$ Pence auf 24 pro Pfund; die besten sogar auf 3 Schilling 4 Pence. Von 530 000 Arbeitern waren 1863 in den englischen Baumwollendistrikten 246 000 arbeitslos und 164 000 nur auf kurze Zeit beschäftigt. Und, was in den Augen des Fabrikanten noch schlimmer war, auch die Fabriken mußten „hungern“. Die Spinn- und Webstühle rosteten ein und die Dampfmaschinen, obgleich sie nichts zu treiben hatten, mußten fortwährend mit kleinen Rationen von Wasser und Kohle gefüttert werden, wenn sie nicht verderben sollten. Die Arbeiter hungerten mit solcher Geduld, daß selbst Gladstone meinte, die ganze christliche Kirche habe kein so glänzendes Blatt aufzuweisen, als die christliche Ergebenheit der Baumwollensarbeiter in Lancashire. Daß man sie andernfalls hätte einsperren und zusammenjuchsen lassen, davon erwähnte Mr. Gladstone nichts und das Mitleid mit den hungernden Arbeitern war so groß, daß man auf der Ausstellung in London sogar einen kleinen künstlichen Kolibri zum Festen derselben zwitschern ließ. — Verstärkt wurde die Arbeitslosigkeit noch dadurch, daß das Fabrikantentum aus Spekulation seine Fabriken schloß, um mit seinem Gelde auf dem Baumwollensmarkt zu spielen. Da infolge des Krieges aus Amerika keine Baumwolle eingeführt wurde, stieg der Preis der noch vorhandenen Vorräte ganz enorm. Sehr wenige Fabrikanten, die noch im Besitze von Rohstoff waren, ließen indes ihre Arbeiter fortarbeiten. Brachte ihnen doch der Handel und die Spekulation größere Gewinne, als die Verarbeitung ihrer Vorräte. Daß dadurch ihre Arbeiter arbeits- und brodtlos wurden, kümmerte sie nicht.

Ueber die Stimmung, welche in bezug auf den amerikanischen Krieg damals in England herrschte, geben wir Excellenz Bucher das Wort, der in einem Berichte über die Weltausstellung von 62 folgendes schreibt: „King Cotton ist ein mächtiger König. Es ist wenige Jahre her, daß ganz England über Onkel Toms Hütte in Rührung zerfloß, besonders seit die Verfasserin, Mrs. Bucher Stone, Ehrengast der Herzogin von Southerland gewesen. Heute findet man unter zehn Engländern vielleicht einen, der es nicht fanatisch mit den Sklavenstaaten hält, und der eine hat wahrscheinlich nicht den Mut, seine Ansicht auszusprechen. Der Grund ist einfach; man wünscht, daß die Südstaaten ihren eigenen Tarif haben, die Wolle nach England verkaufen und alle Fabrik- und Manufakturwaren aus England zollfrei einführen.“

Wenn Bucher hier von Engländern spricht, so kann er wohl nur das regierende Fabrikantentum nebst Anhang meinen, denn die Arbeiter waren trotz ihrer Not gegen die Sklavenhalter, und sie waren es auch, die später durch ihre Haltung verhinderten, daß sich England nicht noch mehr für die Südstaaten kompromittierte, als es ohnehin tat. —

„Billigere Baumwolle“ war also das Feldgeschrei, gegen welches alle humanitären Bedenken als „Phrasen“ verstummen mußten. Theoretisch freilich hatte England sich längst gegen den Sklavenhandel erklärt, was indes, wie wir sehen, nicht verhinderte, daß es in der Praxis mit den Sklavenstaaten hielt. Andererseits wieder fand man auch keinen Widerspruch darin, daß England trotz dieser Vorliebe für den Süden gleichzeitig „die Negerkönige an der Westküste Afrikas durch eine gelinde Kanonade überredete, ihre Staaten zu verkaufen, angeblich um der Sklaverei und den Menschenopfern ein Ende zu machen, die man früher sehr gleichgültig angesehen hatte, in der Tat aber, um die Gebiete in englische Baumwollensfelder zu verwandeln.“

Trotz des großen Koloniebesizes fehlte es nämlich England an Ländereien, die gute Baumwolle genügend zu liefern imstande waren. In Ostindien war zwar seit uralten Zeiten Baumwolle gebaut worden, allein das Produkt war damals noch schlecht, kurzfasrig und nur für die Verarbeitung durch den Hindu mit seiner unendlichen Geduld und seinen feinen Fingern geeignet. Die eisernen Finger Manchesters konnten nicht damit fertig werden. Die schlechtere Beschaffenheit der Faser hatte



Im Atelier. (Seite 84.)

seinen Grund in der Natur der Pflanze und des Bodens, wie auch in der Art des Anbaues. Die Hindus bauten die Baumwolle nämlich gemischt mit andern Früchten und sie weigerten sich, wegen gewisser ökonomischer Vorteile, hiervon abzugehen. Dazu kam, daß die Engländer durch ihre Mißwirtschaft unter der ostindischen Compagnie die Bewässerungsanlagen hatten eingehen lassen — jene Behälter, die in allen Gemeinden Indiens seit Urzeiten angelegt waren, und in denen man den Regen und das bei Ueberschwemmungen ausgetretene Wasser sammelte und für die Zeiten der Dürre aufgespart hatte. Diese Mißwirtschaft rächte sich jetzt und trotz des Einschreitens der Regierung, welche auf Anspornen Manchester's hin Eisenbahnen, Wasserleitungen und Baumwollenschulen anlegte, wollte es, obgleich die Qualität der Baumwolle etwas besser wurde, doch nicht gelingen, die amerikanische Baumwolle zu ersetzen, was klar wird, wenn man die damaligen Preisnotirungen ansieht. Am 31. Dezember 1861 kostete die beste amerikanische Baumwolle (Sea Island) 3 Schilling 4 Pence das Pfund, während die beste ostindische mit nur 10 Pence notirt ist.

Durch den Krieg wurde der Baumwollenbau in den Vereinigten Staaten nahezu vernichtet. Der Einwurf der Sklavenhalter, daß ohne Sklaven der Baumwollenbau nicht rentabel betrieben werden könne, ist durch die Tatsache widerlegt, daß die Vereinigten Staaten schon im Jahre 1870 mit nahezu $4\frac{1}{2}$ millionen Ballen Ernte den höchsten Ertrag vor dem Kriege einholten. Anstatt daß der Sklavenhalter seinen enormen Gewinn aus dem Baumwollenbau zieht, hat jetzt der kleine Farmer den Vorteil, und in Texas rechnet derselbe so, daß der Ertrag der Baumwollenernte der Ueberschuß seiner Arbeit ist, während er sonstige Produkte nur zum Selbstbedarf zieht.

Infolge der hohen Preise war in den Kriegsjahren 1860 bis 65 der europäische Konsum von Baumwollenwaaren um durchschnittliche 900 000 Ballen pro Jahr gesunken. Seitdem hat sich indes die Produktion und der Konsum wieder riesig gehoben und hebt sich noch fortwährend. Im Jahre 1872 betrug die amerikanische Ausfuhr 2 974 000 Ballen à 210 Kilogramm, und im Jahre 1881 war dieselbe bereits auf 6 616 000 Ballen gestiegen. Während die europäische Spindelzahl im Jahre 1832 11 800 000 betrug, war sie 1877 zu der Höhe von 58 603 000 emporgeschneilt. Außer den Vereinigten Staaten liefern jetzt noch Indien, Egypten und Brasilien ihre Rohbaumwolle auf die europäischen Märkte, und die gesammte Baumwolleneinfuhr Europas betrug 1877 rund die ungeheure Summe von 5 000 000 Ballen. Die Zunahme der Bevölkerung erklärt bei weitem nicht die ungeheure Steigerung des Verbrauchs von Baumwollenwaaren. Zählte doch Europa 1875 rund 302 973 000 und Ende 1881 etwa 318 000 000 Einwohner, was einer Zunahme von etwas über 5% entspricht. Die amerikanische Baumwollenproduktion aber hat allein in derselben Zeit um über 100% zugenommen. Der Hauptgrund dieses enormen Aufschwungs der Baumwollenindustrie ist die starke Zunahme der europäischen Industriebevölkerung, der Proletarisierung der Massen. Der Industrie-, der Fabrikarbeiter trägt bei seiner Arbeit grobe Zeuge, die noch immer mehr die feineren Zeuge verdrängen. Grobe Zeuge brauchen mehr Rohstoffe, wie feine, und die Fabrikation billigerer Stoffe hat daher noch im Verhältnis zu den teureren bedeutend zugenommen. Die Grobspindeln nehmen daher auch in stärkerem Maße zu, als die Feinspindeln. Der Uebergang zur gröbereren Garnspinnerei ist wesentlich auch durch die Mode gefördert worden. Der schnelle Wechsel der Mode begünstigt den Verbrauch von billigen Stoffen, und weiter haben die Fortschritte in der Zeugdruckerei dazu beigetragen, den Produkten der Baumwollenindustrie einen immer größeren Markt zu schaffen.

Noch immer ist es England, welches mit 39 500 000 Spindeln (1877) die erste Stelle einnimmt. Die Gesamtzahl der

mechanischen Spindeln auf der Erde wurde im genannten Jahre auf 69 834 811 berechnet, wovon auf Europa 58 603 811 kommen. Auf dem europäischen Festlande nimmt Frankreich mit einer Spindelzahl von 5 000 000 die erste Stelle ein, worauf Deutschland mit 4 200 811 Spindeln folgt. —

Nach einer Bemerkung, die Dr. R. Zannesch in seinem kürzlich erschienenen Werke, „Die europäische Baumwollenindustrie“, angestellt hat, würde der Baumwollenkonsum der gesammten mechanischen Spinnerei auf 2700 millionen Pfund zu fixiren sein. Das Pfund Baumwolle zum Werte von nur 6 Pence veranschlagt, würde der in der mechanischen Baumwollenspinnerei alljährlich verarbeitete Rohstoff den Wert von etwa 1600 mill. Mark repräsentiren. Zum Transport dieser Waarenmengen sind nicht weniger als 2000 Schiffe à 500 Tonnen nötig, denen noch hunderte kleiner Schiffe zur Seite stehen, um die Baumwolle von England nach den festländischen europäischen Häfen zu verschiffen. Etwa 100 000 Eisenbahnwaggons mit einer Tragkraft von je 200 Centnern sind erforderlich, die Baumwolle von den Seehäfen und Wasserstraßen den Spinnereien zuzuführen, und ein ganzes Heer von Arbeitern ist tätig, die Expedition, das Verladen und die übrigen Transportarbeiten zu verrichten.

Die außerordentliche Bedeutung der Baumwolle und ihrer Industrie wird aber noch mehr durch die Anlagen illustriert, welche zur Verarbeitung des Rohstoffes nötig sind. Dr. Zannesch berechnet an schon erwähnter Stelle die durchschnittlichen Anlagelkosten der europäischen Baumwollenspindel mit rund 35 Mark. Das würde (1877) ein Anlagekapital von mehr als 2 milliarden Mark machen. Weiter die Anlagelkosten pro Webstuhl auf rund 900 Mark angenommen, würde für die in Europa vorhandenen 650 000 mechanischen Webstühle ein Kapital von 585 millionen Mark ergeben. Die Arbeiterzahl, die in Europa allein in Baumwollenspinnereien und Webereien beschäftigt ist, beträgt über 900 000 Personen. Hierzu kommen noch die vielen Menschen, die in Kohlenbergwerken, Maschinenwerkstätten, Zeugdruckereien und ähnlichen, indirekt mit der Baumwollenindustrie zusammenhängenden Gewerben beschäftigt sind.

Wahrlich, in der Baumwolle verkörpert sich das Interesse einer so großen Menschenzahl, wie in keiner andern Industriebranche!

Die kleine, unscheinbare Staude, an deren Innenkapseln die Faserstoffe wie schwere Schneeflocken hängen, hat, wie wir gesehen, einen ganz außerordentlichen Einfluß auf die Entwicklung der Gesellschaft, auf das Wohl und Wehe von millionen ausgeübt. Kriege, die eine million Kämpfer dahintrasteten, sind durch sie hervorgerufen, die Landwirtschaft ganzer großer Länderstrecken wurde durch sie umgewandelt, und gesellschaftliche Erschütterungen, die nicht ihresgleichen hatten, fanden in der Baumwollenindustrie ihre Ursache.

Die Jagd nach Erwerb, das Hasten nach Reichtum, welches unserer ganzen modernen Civilisation ihr Gepräge gibt, hat seinen stärksten Ausdruck gefunden in den Spindeln, die 6000 mal in der Minute herumsaufen. Hier ist das Märchen von der eisernen Jungfrau, die die Arbeit des Spinnens zu besorgen hatte, in die Wirklichkeit getreten. Freilich ist es hier kein eisernes Mädchen, welches diese Arbeit besorgt, sondern eine ganze Reihe von Maschinen haben je einen Teil dieser Spinnarbeit zu verrichten. Zwanzig und mehr dieser „eisernen Tiere“ haben ihre Kraft an dem Stoffe erprobt, ehe er als Musselin das Bedürfnis unserer Hausfrau deckt, oder als „Manchester“, dem baumwollenen Sammet, in welchen sich der englische Arbeiter kleidet, auf den Körper des Mannes kommt. Der Neger im innern Afrika, wie der Proletarier Europas, der Fellah Egyptens, wie der Hindu Ostindiens, der Australneger und der Indianer Amerikas, die reiche Dame und das arme Bettelweib — sie alle sind angewiesen auf die Erzeugnisse der Baumwollenindustrie.

Die Satire im Mittelalter.

Von Dr. Richard Ernst.

Verhältnismäßig spärlich floß der Brunnen der Satire im Mittelalter. An Stoff dazu fehlte es freilich nicht, im Gegenteil; kein Zeitalter bot der Satire reichere Nahrung, als das Mittelalter, dieser tausendjährige Karneval der Geschichte (der nur leider keinen lustigen Charakter hatte), in welchem die menschliche Torheit ihre wildesten Orgien feierte, wo in Religion, in Politik, in den verschiedenen Gebieten des sozialen Lebens, selbst in der Wissenschaft die Vernunft auf den Kopf gestellt wurde und der Geist der Zeit mit Schellenkappe und Britische die schöne Welt regierte. Aber die Sonne der Vernunft war in jener Epoche so total verfinstert, die Unmacht der Geister war eine so allgemeine und der Gedanke war so geknebelt, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn wir im deutschen Dichterwald die Spottdroffel Satire zu jener Zeit nur selten pfeifen hören*). Um so lauter und lustiger ertönte ihre Stimme, als das Mittelalter sich seinem Ende nahte, die Morgendämmerung der Neuzeit anbrach und der Geist der Kritik erwacht war. — Um die Spalten der „Neuen Welt“ nicht all zu sehr in Anspruch zu nehmen, müssen wir von einer erschöpfenden Darstellung absehen und uns auf die hervorragenden Einzelercheinungen der fraglichen Literaturepoche beschränken.

Zu den ältesten Denkmälern mittelalterlicher Satire gehören die Nügelieder (Sirventes) der Troubadours. In den sonnigen Tälern der Provence, an den Ufern der Garonne, auf den üppigen Küstenstrichen des Mittelmeers und in dem Grün der Pyrenäenabhänge, unter einem vielfach begabten und lebensfreudigen Volk, erwachte nach dem Untergang der antiken Welt, nach den Stürmen der Völkerwanderung, mitten unter den tosenden Rüstungen der Kreuzzüge, jene Poesie, die wir im Gegensatz zur antiken die romantische zu nennen pflegen, und welche auf die Gestaltung der Gesamtliteratur des mittelalterlichen und neuzeitigen Europas einen übermächtigen Einfluß geübt hat. Die Wiege dieser ritterlichen Poesie stand allerdings anderswo, nämlich in den arabischen Reichen Spaniens, von woher sich Provenzalen sowohl als Spanier ihre ersten dichterischen Anregungen und Formen holten. Aber diese Anregungen haben in der am Nordsaum des pyrenäischen Gebirgswalles gelegenen Landschaft einen außerordentlich fruchtbaren Boden gefunden. Die Provence wurde der vornehmste Sitz der „gaya scienza“, der fröhlichen Wissenschaft, oder der „art de trobar“ Kunst des Findens, wie in der Provence die Dichtkunst genannt wurde, von welcher letzterer Bezeichnung der Name Troubadour (trobaire finden) abzuleiten ist**). Ueberall war der Dichter willkommen, die Gastfreundschaft gegen ihn hatte keine Grenzen. Kaiser, Könige, Fürsten und Gelleute jeden Ranges setzten eine Ehre darin, zu den Troubadours gezählt zu werden. Mittelpunkt und Kern der art de trobar war Liebe und Frauendienst. Aber neben dem Minnelied spielten auch andere Gattungen der Poesie ihre Rollen: die Legende, die Fabel, die Novelle, die Romanze, das Streitgedicht, das Lehrgedicht, vor allem aber das Nügelied. Die Nügelieder waren Spottgedichte, höhrende Lieder, scharfe Rügen im Sinne einer Partei oder im Dienste eines Schutzherrn. Durch das Nügelied, das bald allgemein, bald auch rein persönlich gehalten war, waren die Troubadours die Träger der öffentlichen Meinung, die Lenker des politischen und sozialen Lebens, und in dem Sirventes hat die politische Lyrik der Gegenwart ihren Ursprung zu suchen. Als Nügeliederdichter, deren Freimut und feuriger Haß sich vornehmlich gegen Rom und das Verderbnis der Pfaffen richtete, gehören die Troubadours mit zu den einfluss-

reichsten Vorläufern der Reformation. Sie waren also nicht nur weiche Säger der Liebe, sondern auch mannhafte Herolde der Freiheit und Ehre. Als ihre Blütezeit ist der Zeitraum von 1090—1294 anzusehen.

Als kleine Probe stehe hier die letzte ironisch gehaltene Strophe eines Nügelieds von Peire Kardinal (1210—1230) nach der Uebersetzung von Brinkmaier:

Bei Pfaffen sind ich keinen Unterschied,
Da alle sie ein Musterleben führen,
Und man sie Gott gleich würdig dienen sieht;
Nichts anderes kann sie reizen oder rühren.
Auch ist kein Mensch, der schlimmer von ihnen sage,
Außer was wahr ist, wenn er nicht will lügen:
Denn Reiten, Essen, Schlafen und Betrügen
Und Liebespiel sind ihnen große Plage.

In einem anderen Sirventes desselben Troubadours kommt die Alerisei noch schlimmer weg. Da heißt es:

Sie heißen Hirten zwar, Doch sind sie Mörder gar, Sie sind voll Heiligkeit, Sieht man nur auf ihr Kleid; Stets kommt mir in den Sinn, Wie einstmals Mengrin*)	In eine Hürde schlich, Doch ob der Hunde sich Ein Hammelfell anzog, Womit er sie betrog; Dann fraß er alles auf, Was kam ihm in den Lauf.
--	--

Je höher gar ihr Stand,
Je schlimmer ist's bewandt;
Auf Lüge wird gezählt,
Je mehr die Wahrheit fehlt;
Je weniger Wissenschaft,
Je größer Ränkekrast,
Und von der Demut gar
Findet sich nicht ein Haar.
Ja, gegen Gott so feind
Hat's niemand noch gemeint
Als dieses Pfaffenheer
Seit alten Zeiten her.

Das Rittertum und dessen schönste Seite, die ritterliche Poesie, verbreitete sich bald aus Frankreich, wo sie zuerst ausgebildet wurde, über alle zivilisirten Länder Europas und besonders wurde die französische Ritterschaft, zumal seitdem sie durch den ersten Kreuzzug mit einem Schimmer von Ehre und Ruhm umgeben war, das Muster des deutschen Adels. Von ihr entnahm er die Einrichtungen und Gesetze des Rittertums, die höfische Etikette, die romantisch ritterliche Verehrung der Frauen, mit welcher es übrigens, wie Scherr versichert, in der Wirklichkeit keineswegs so glänzend stand. Die Achtung, welche die mittelalterliche Romantik der Frau zollte, war mehr fiktiv als faktisch. Während der Ritter seiner Herrin, d. i. seiner Geliebten, eine idealistische Verehrung widmete, war ihm die Frau weiter nichts als das gehorsame, dienende Weib. Die Damen, gleichviel ob Töchter oder Frauen, waren den Männern durchaus untertänig und eigentlich nicht viel besser als Mägde. Sie mußten ihrem Gatten, wenn er angeritten kam, den Steigbügel halten, und bewirtete er seine Freunde, so mußte seine Gattin mit ihren Jungfrauen die Gesellschaft bei Tisch bedienen. In den „Ordonnances des rois de France“ ist Vätern und Gatten ausdrücklich das Recht gesichert, verheiratete Töchter und Frauen zu schlagen und zwar tüchtig!! —

Mit dem französischen Rittertum, das sich auf deutschen Boden verpflanzte, gelangte auch die romantische Poesie daselbst zur Entwicklung (während vorher die Poesie fast völlig mönchisch geworden war), und sie trieb ihre Blüten an drei Zweigen der Dichtkunst, in der Epik, Lyrik und Didaktik (erzählende, gesungliche und lehrhafte Dichtung). Hauptvertreter der epischen Kunstpoesie sind die drei großen ritterlichen Heldendichter Hartmann von der Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg (1170—1220). Hartmann

*) Hegrim, der Wolf.

*) Viele in lateinischer Sprache abgefaßte Satiren des Mittelalters sind indessen längst vergessen.

***) Ebenso wurden die nordfranzösischen Dichter Trouvères genannt, von trouver finden.

dichtete u. a. seinen anmutvollen „Zwein“, Wolfram seinen großartigen „Parzival“, Gottfried sein wunderbares Gedicht von „Tristan und Isolde“, in welchem er der christlichen Mythik und Askeze gegenüber als genialster Wortführer der Natur und der Leidenschaft wie des echt Menschlichen sich erweist. Sein Werk ist nicht nur ästhetisch kostbar, sondern auch kulturgeschichtlich merkwürdig, weil Gottfried, dieser Goethe des Mittelalters, mit lächelnder Ueberlegenheit auf so manchen tollen Glaubensspuk seiner Zeit herabsah, und z. B. bei der Gelegenheit, wo Isolde, um ihre Unschuld zu beweisen, die Feuerprobe bestehen muß, das blödsinnige Institut der Ordaalen höchst ergötzlich verhöhnt, indem er die vorgebliche Einwirkung Gottes durch eine lustige Weiberlist pariren läßt und sich dabei über den „vil tugendhaften Krift“ mit Worten äußert, die ihm heutzutage ohne Zweifel einen Gotteslästerungsprozeß zugezogen hätten.

Zugleich mit der höfisch-kunstmäßigen Epik gelangte die ritterliche Lyrik zur Entfaltung, die wegen ihres Grundtons als Minnesang bezeichnet wird. Die ältesten Minnelieder tragen noch ein volkstümliches Gepräge; bald aber wurde unter den Händen adeliger Sänger der Minnesang eine adelige Kunst, die aus der Pflege von Blinden und Bettlern in die von Königen und Fürsten überging und an den glänzenden Höfen gehegt und gepflegt wurde. Besonders war die Wartburg bei Eisenach, wo der Landgraf Herman von Thüringen, ein eifriger Förderer dieser Dichtkunst, seinen Wohnsitz hatte, der Sammelplatz der begabtesten Minnesänger; sie war das Weimar des 13. Jahrhunderts, wovon der in Kunst und Sage vielgefeierte Sängerkrieg auf der Wartburg Zeugnis gibt. Der erste Rang unter allen Minnesängern, deren man mehr als 150 kennt, gebührt unstreitig dem wackeren Walter von der Vogelweide († c. 1230), über welchen Gottfried von Straßburg singt: „Der Nachtigallen sind viele, wer aber soll der ganzen lieben Schaar Leitfräulein und Meisterin sein? Ich kenne sie wohl, es ist die von der Vogelweide. Hei, was die über die Haide mit hoher Stimme klingen! was Wunder sie uns bringet! wie fein sie organiret, ihr Singen moduliret! Die weiß wohl, wo sie suchen soll der Minne Melodien.“ Walter zeichnet sich von den meisten seiner deutschen Zunftgenossen auch dadurch vorteilhaft aus, daß er nicht bloß von Liebe singt, den Frauen huldigt und den Leuz preist, sondern auch als mannhafter Denker und hellsehender Patriot grammschwere Lieder dichtet über den Untergang deutscher Größe und Tugend, und die Verderbnis des Papsttums und der Klerisei wie die Erbärmlichkeit der Fürsten in zornvollen Worten straft. Auch andere Dichter jener Zeit pflegten neben der Epik und Lyrik die Lehrdichtung, welche sich zur Aufgabe machte, die Verschrobenheit und Entartung in Kirche und Staat wie im geselligen Leben zu geißeln. Und als der Minnesang selbst zu Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts in Geschmacklosigkeit, Lüge und Unsittlichkeit auszuarten begann, richtete die Didaktik gegen denselben ihre nicht selten mit scharfer satirischer Laune geheizten Dichtungen.

Bevor wir uns zu einer späteren Epoche wenden, müssen wir zwei hervorragende Erzeugnisse der satirischen Literatur registrieren, von denen die eine Italien, die andere dem Orient angehört. Drei geniale Geister waren die Schöpfer der italienischen Literatur: Dante, der Dichter der göttlichen Komödie, Petrarca, der Dichter der Sonette an Laura und Boccaccio, der Dichter des Dekamerone. Der letztere ist es, mit dem wir uns zu befassen haben; denn seine Meisterschöpfung ist vorzugsweise eine Satire gegen Geistlichkeit und Möncherei. Das Werk, durch welches sich Boccaccio (1313–1375) als dritter Begründer der italienischen Literatur zu Dante und Petrarca gesellte und durch welches er der Vater der italienischen Prosa geworden, ist sein Novellenbuch „il Decamerone“ (gr. deca zehn, hemera Tag), so betitelt, weil es in zehn Tage und jeder Tag in zehn Novellen eingeteilt ist. In diesen zumteil schlüpfrigen Novellen (weshalb das Buch, das noch heutigen Tags das Volksbuch der Italiener blieb, nur reifen Personen in die Hand gegeben werden kann) schildert er Menschen aus allen Ständen und von allen Charakteren und Altern, und Verhält-

nisse jeglicher Art, bald heiter und ausgelassen, bald rührend und tragisch, mit unnachahmlichem Reize und anmutsvoller Sprache. Schon der Rahmen, welcher das bunte novellistische Mosaikgemälde umspannt, ist recht poetisch. Sieben junge, schöne und geheite Mädchen und drei Jünglinge entweichen vor der schrecklichen Pest, welche 1348 Florenz verheerte, auf ein einfaches Landgut, wo ihnen die Tage unter anmutigen Beschäftigungen und Genüssen der Lieb und Freundschaft verstreichen, während sich an den Abenden die ganze Gesellschaft versammelt und jedes Mitglied derselben eine Novelle erzählen muß. Die Beschreibung der Pest, welche diesen Erzählungen vorausgeht, bildet durch ihre furchtbare Anschaulichkeit einen höchst wirksamen Kontrast zu den hellfarbigen Gemälden, welche die nachfolgenden Novellen entrollen. Die Mannichfaltigkeit dieser Gemälde ist außerordentlich groß, die Darstellung edler, zarter und rührender Züge und Gefühle wechselt mit den mutwilligsten Skandalien der Sittenverderbnis jener Zeit, eine Fülle feinsten Maximen und Lebensregeln mit der nachdrücklichsten Satire. Der Geißelschlag derselben trifft, wie bereits bemerkt, besonders die Geistlichkeit, deren Lüsternheit und Heuchelei mit den grellsten, aber immer komisch aufgesetzten Farben gemalt wird. „Boccaccio“, sagt ein Italiener, „versammelt in einem Buche die Tugenden und Laster des Menschengeschlechts; er zeigt uns Betrüger und Betrogene, Geizhälse und Wüstlinge, Juden, Heiden und Christen, Damen und Ritter, Pilger und Heilige, Helden und Räuber, Heuchler und Narren, Könige, Päpste und vor allem Mönche, weiße, schwarze, graue und blaue Mönche, Mönche ohne Ende; kein italischer und wenige ausländische Autoren haben das Herz des Menschen so genau gekannt und seine Eigenschaften kräftiger geschildert, keiner besaß in so hohem Grade jene komische Gewalt, welche die Menschen zu zwingen vermag, über ihre eigene Schwäche zu lachen, und sie auf ihre eigenen Unkosten weiser und besser macht. Wen dieser köstliche Schächer nicht zum Lachen bringt, sagt Scherr, kann nichts Besseres tun als in ein Karthäuserkloster gehen, und der Dichter Waiblinger singt:

Glücklich sind die, so dir lauschen; gewiß der olympische Vater
Schämte sich nicht und mit Lust hört ein Hirsörchen er an.

Boccaccios Art und Weise, insbesondere sein stark satirischer Beigeschmack, seine lachende Feindseligkeit gegen die Pfaffen, blieb in der italischen Novellistik tonangebend und fand eine Menge Nachahmer. Aber auch in England hat Boccaccio einen satirischen Geist erweckt in dem Dichter Chaucer († 1400), dem „Homer Englands“, wie er, freilich sehr übertrieben, genannt wurde, der durch Begründung der englischen Dichtersprache und Ausbildung der Form der Vater der britischen Poesie geworden ist. In seinen in der Anlage dem Dekamerone nachgeahmten „Canterbury-Geschichten“ hat er mit scharfmarkirter Zeichnung, drastisch-kräftigem Pinsel und satirischem Kolorit eine ebenso belehrende als ergötliche Charakteristik der verschiedenen Gesellschaftsklassen und der Sittenzustände von Altengland geliefert. — Zur selben Zeit, da im Abendland Boccaccio seine satirische Geißel über Pfaffen und Mönche der Christenheit schwang, schoß im Morgenland einer der größten Dichter aller Zeiten seine lachenden Pfeile auf das moslemische Mönchtum und die moslemische Ortodoxie ab. Dieser Dichter ist Hafis, geboren zu Schiras in Persien, gestorben 1389 zu Mosella, einer Vorstadt seines Geburtsorts, ohne Frage der größte Lyriker, welchen im Orient der Kuß der Muse erweckt hat. Der Divan des Hafis, d. h. die Sammlung seiner Gedichte, gehört zu den herrlichsten Erzeugnissen der Weltliteratur. Die von Weltfreude und Genußseligkeit trunkene Seele eines freiheitsbegeisterten Panteisten sprudelt da funkelnde Lieberperlen in überschaumender Fülle aus. Von Wein fließt über, von Nachtigallentönen schmettert, von Küffen flüstert das ganze Buch. In den graziosen Wendungen gleiten die Verse dahin, geschmückt mit herrlichen Bildern, schwellend von lebensfreudigen Gedanken, in dithyrambischen Jauchzlauten Natur, Schönheit und Liebesgenuß preisend, gegen allen Buchstabiendienst, alle Wertheiligkeit und Pfaffheit, alle Dummheit, Heuchelei und Muckerei blizende Pfeile abschnellend, voll Anmut, Süßigkeit und sprudelnder Laune, mit

weltweitem Blick die Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens beherrschend. Die Erde ist dem persischen Dichter ein

Paradies, voll der köstlichsten Genüsse, zu denen ihn jeder Atemzug seiner Brust einlädt. Wer mit ihm genießen will, der lese,



Das Eisenbahnunglück bei Gungstetten. Nach einer photographischen Aufnahme. (Seite 84.)

es wird über ihn kommen wie der süßeste Rauch, wie die seligste Begeisterung. Es wird ihm dabei um all das leichter werden, was er Ueberflüssiges an blindem Glauben an sich

trägt. — Wir können es uns nicht versagen, einige haßliche Gedichte, welche noch zu wenig ins Volk gedrungen sind, als Illustration anzufügen (nach der glänzenden Reproduktion von

Daumer), obgleich die Wahl schwer ist, da jedem der hasiſſchen Lieder ſein eigener Zauber innewohnt.

1. Sei geſegnet, Hauch der Lüfte!
Sei geſegnet, Lippenhauch!
Sei geprieſen, Nebenbügel!
Buſenhügel, ſei es auch! —

Reuſt du Küſſen eine Sünde?
Trinken einen Kezerbrauch?
Mundrubine ſind ſo lieblich;
Weinrubine ſind es auch. —

2. Still zu deinem Buche greiſt du,
Zum Pokale greiſt Haſis;
Zur Vollendungskrone reiſt du,
Zum Verderben reiſt Haſis.

Zu gewohnter Schranke bleiſt du,
Ein geduldig frommes Schaf;
Als ein Leu aus ſeinem Gitter
In die Wilde ſchweiſt Haſis.

Eitel gute Werke häuſt du
Strahlender Verdienſte Berg;
Fürchterlich zu aller Stunde
Seine Sünden häuſt Haſis.

Haß ich es in eine Stange:
Ewig, o du armer Mann,
Träuſt du nur von Bitterkeiten
Und von Süße träuſt Haſis.

3. Sie, die auf ihren Kanzeln
So heilig und ſo hehr tun,
Die ſiets, wie wenn ſie rein nur
Mit Engeln im Verkehr, tun.

4. Ich gebe meines Geiſtes
Sublime Kraft dem Winde;
Ich gebe meine Weiſheit
Und Wiſſenſchaft dem Winde*).

Ich gebe Zucht und Buße
Und Bändigung der Sinne,
Ich gebe dieſe ganze
Tollhäuſerſchaft dem Winde.

Die Stirne ſoll mir glatt ſein
Und meine Miene heiter:
Ich gebe, was da Kunzel
Und Furche ſchafft, dem Winde.

Ueber Roß und Tulipane
Schimpfet der gemeine Lauch;
Nötig aber unſerm Herzen
Sind ſo ſchöne Blüten auch. —

In den Lüſten, in den Wogen,
Im Gefiß, auf Baum und Strauch —
Alles iſt beglückt und ſelig;
Menſchenherz, o ſei es auch!

Viele fromme Herzen ſtärkt du
Durch gelehrten Unterricht;
Mächtiglich in aller Torheit
Alle Tore ſtreiſt Haſis.

Mörderiſche Klängen ſchleiſt du
Ziehend in den Kezerkrieg;
Seine Berſediamanten,
Seine ſchönen, ſchleiſt Haſis.

Hoch hinauf zum Himmel ſteigt du
Als ein qualmend Rauchgewölk;
Eine friſche Feſſenquelle
Tief zu Tale läuſt Haſis.

Die öffentlich vor jeder
Verpönten Wonne ſchauldern —
Sie werden in der Stille
Was wir — vielleicht noch mehr tun.

Ich gebe meine Zweifel
Und ängſtlichen Bedächte,
Berauſcht von Lippenhonig
Und Rebenſaft, dem Winde.

Ich gebe deine Predigt,
Nach welcher einem Geiſte,
Der frei von allem Unſinn,
Die Hölle klappt, dem Winde.

Ich gebe, was da wettet
Und Anatheme ſchmettert,
Was, Kezerei betriegend,
Die Arme ſtrafft, dem Winde.

Ich gebe, was da ledert,
Philifiert und tatedert,

Ungeſäumt erlöſche mir
Meines Lebens Funke,
Gibt es einen beſſern Ort
Als die Weinspelunke?

Hier herein im Sturme fliehet
Nachtigall und Taube;
Dorten in der Zelle duckt
Schlange, Molch und Uule.

5. Traue keinem Heiligen!
Süße Worte ſpricht er;
Aber in der Kutte ſteht
Immer ein Hallunke*).

Nicht der Inſpiration
Strafende Geberde,
Nicht ein heilig Fabelbuch
Nicht ein alter Schunke —

Echte Revelation
Lehre dich der Becher,
Lehret dich Haſiſſens Mund,
Aufgetan im Trunke**).

Sollte man es glauben? Haſiſſens Grab iſt eine Wallfahrtsſtätte geworden, denn — die Frommen deuten ſeine rein- und liebeseligen, Ortodoxie und Paſſentum vernichtenden Lieder allegoriſch, wie das auch der glühenden Erotik des bibliſchen Hoheliedes von der jüdiſchen und chriſtlichen Kirche widerfuhr, welche in den loſenden Wechſelgeſprächen der Liebenden einen myſtiſchen Dialog zwiſchen Jehovah und Iſrael, bezw. zwiſchen Chriſtus und der Kirche erblickten. Was nicht theologischer Wahnsinn alles fertig bringt! Mit bezug hierauf ſingt Goethe im zweiten Buche ſeines zwölf Bücher umfaſſenden „Weſt-öſtlichen Divan“, das er Haſis Ramoſch (Buch Haſis) betitelt:

Sie haben dich, heiliger Haſis,
Die myſtiſche Zunge genannt,
Und haben, die Wortgelehrten,
Den Wert des Wortes nicht erkannt.

Myſtiſch heißeſt du ihnen,
Weil ſie Narriſches bei dir denken,
Und ihren unlaunern Wein
In deinem Namen einſchenken.

Du aber biſt myſtiſch rein,
Weil ſie dich nicht verſtehn,
Der du, ohne fromm zu ſein, ſelig biſt!
Das wollen ſie dir nicht zugeſtehn.

Damit verlaſſen wir dieſes glänzende Geſtirn des Orients und wenden uns wieder der Heimat zu. Die Epoche, die uns nun beſchäftigt, iſt die Zeit der allmählichen Entwicklung der bürgerlichen und volksmäßigen Dichtung vor der Reformation und um die Zeit ihres Ausbruchs.

*) NB. Haſis ſpricht von Heiligen ſeiner Konfeſſion. Ueber chriſtliche und jüdiſche Heilige hätte er ſelbſtverſtändlich ganz andere Beſe gemacht — —

***) Offenbarung.

(Schluß folgt.)

Ueber die Urſachen der franzöſiſchen Revolution.

Von G. Fekleifen.

Man iſt gewöhnt, die großen Veränderungen und Umwälzungen, welche die franzöſiſche Revolution zu einem der tief-eingreifendſten Ereigniſſe aller Zeiten machen, hauptſächlich den Einwirkungen und Aufſtachelungen der franzöſiſchen Aufklärungsſchriftſteller zuzuſchreiben, aber man darf dabei nicht vergeſſen, daß dieſelben Stimmungen und Zuſtände, welche ſchließlich zur Revolution führten, auch die franzöſiſche Aufklärungsphilosophie hervorgebracht hatten, daß mithin dieſe wohl die unmittelbare Urſache war, daß es aber noch andere Urſachen gab, welche viel weiter zurückreichen und mittelbar die Revolution vorbereiteten.

Im Grunde genommen hat ſich dieſe große Revolution gleichzeitig in ganz Europa vorbereitet, überall ließen ſich die Regierungen von den nämlichen Grundſätzen leiten; die Geſellſchaft war in der nämlichen Weiſe abgeteilt in verſchiedene Klaſſen; die Edelleute nahmen überall dieſelbe privilegirte Stellung ein.

Die Städteverfaſſungen waren einander ähnlich; das platte Land wurde in derſelben Weiſe regiert; die Lage der Bauern war wenig verſchieden; der Boden wurde in gleicher Weiſe erworben und bebaut und der Landmann hatte überall die nämlichen Laſten zu tragen. Dieſe alten Inſtitutionen waren aber nach und nach ſchwach und hinſällig geworden, ſie lagen ſchon halb in Trümmern, als die Revolution plötzlich und unerwartet die langwierige Arbeit, woran mehr als zehn Menſchenalter gearbeitet hatten, zum Abſchluß brachte. Wäre ſie nicht eingetreten, ſo wäre das alte Gebäude trotzdem, hier früher, dort ſpäter, überall zuſammengestürzt; die Revolution hat aber auf einmal, durch eine krampfhaſte und ſchmerzliche Anſtrengung, ohne Uebergang, ohne Vorſicht und ſchamungslos vollbracht, was ſich nach und nach von ſelbſt vollbracht haben würde. Warum nun dieſe überall vorbereitete, überall drohende Revolution gerade in Frankreich

und nicht anderswo zuerst ausbrach, dies wenigstens annäherungsweise festzustellen, soll der Zweck nachstehender Ausführungen sein.

Die Regierung Frankreichs seit Ludwig XIV. bis zur Revolution war mehr willkürlich als despotisch, denn die Monarchen hätten noch weit mehr zu tyrannisiren vermocht, als sie es thaten. Nach Niederwerfung der Aristokratie in den Kämpfen der Fronde*) setzte sich kein Damm mehr dem Ueberströmen ihrer ungeheuren Gewalt entgegen. Die Krone verfügte über die Personen durch die „Lettres de cachet“ (Verhaftsbefehle) über das Eigentum durch Einziehung der Güter, über die Einkünfte durch Auferlegung beliebiger Steuern. Gewisse Körperschaften besaßen zwar Verteidigungsmittel, welche man Privilegien nannte, aber diese wurden nur selten beachtet. Das Parlament besaß das der Steuerbewilligung und Verweigerung, aber der König erzwang die Annahme durch eine „feierliche Gerichtsitzung“ und bestrafte die Mitglieder durch Verbannungsbefehle. Der Adel hatte das Vorrecht der Steuerfreiheit, die Geistlichen das, durch freiwillige Beiträge sich selbst zu besteuern; einige Provinzen waren mit einer bestimmten Steuersumme abgeschätzt und einige andere machten selbst die Verteilung der Auflagen. So waren die geringen Garantien Frankreichs beschaffen und auch diese bestanden nur zum Vorteil der begünstigten Klassen und zum Nachteil des Volks.

Dieses also unterjochte Land war noch überdies sehr schlecht organisiert, das Uebermaß der Gewalt war darin noch nicht so unerträglich, als die ungerechte Verteilung derselben. In drei Stände geteilt, welche sich wieder in mehrere Klassen schieden, war das Volk allen Streichen des Despotismus und allen Uebeln der Ungleichheit preisgegeben. Der Adel zerfiel in Hofadel, welcher von der Gnade des Königs, d. h. von dem Schweiß des Volkes lebte und die Gouvernementsstellen in den Provinzen und die hohen Stellen in der Armee bekleidete; dann in geadelte Emporkömmlinge, welche die Verwaltung leiteten, die Intendantenstellen erhielten und die Provinzen ausfogen; ferner in Justizbeamte, welche die Gerichte verwalteten und allein zur Besetzung solcher Stellen verwendet werden konnten; endlich in Landadlige, welche das Land durch Ausübung von Privatfeudalrechten, die ihre politischen Rechte überlebt hatten, unterdrückten. Die Geistlichkeit war in zwei Klassen geteilt, für deren eine die Bistümer, Abteien und reichen Einkünfte bestimmt waren, während der andern die mühseligen Verrichtungen der Apostel und deren Armut übrig blieb. Der dritte Stand, vom Hofe ausgefogen, vom Adel erniedrigt, war selbst in Körperschaften gesondert, welche sich wechselseitig die Verachtung und die Uebel zurückgaben, die ihnen von den höheren Ständen zuteil wurden. Er besaß kaum den dritten Teil der Ländereien und davon war er gezwungen, den Gutsherren die Feudalgefälle, der Geistlichkeit den Zehnten, dem König die Steuern zu zahlen. Als Schadloshaltung für alle diese Opfer besaß er kein politisches Recht, hatte keinen Anteil an der Verwaltung und wurde zu keinen Ämtern zugelassen. Am schlimmsten daran waren die Bauern; unerschwingliche Abgaben lasteten auf dem Boden und dessen Produkten. Hatte der französische Bauer mit Aufwendung aller seiner Ersparnisse ein Stück Feld erworben, so mußte er zunächst eine Abgabe entrichten, nicht an die Regierung, sondern an die benachbarten Feudalherren, welche ihn außerdem seinem Felde entrißen und ihn nötigten, anderswo ohne Lohn zu arbeiten; wollte er seine Saaten gegen ihr Wild schützen, so hinderten sie ihn daran; sie erwarteten ihn, wenn er über den Fluß setzen wollte, um einen Zoll von ihm zu fordern. Auf dem Markte fand er sie wieder, wo sie ihm das Recht gegen Bezahlung gewährten, seine eigenen Waaren zu verkaufen, und wenn er, in seine Wohnung zurückgekehrt, zu seinem eigenen Gebrauch den Rest seines Kornes verwenden wollte, des Kornes, das unter seinen Augen und seiner Pflege gewachsen war, so durfte er dies erst thun, nachdem er es in der Mühle dieser nämlichen Leute hatte mahlen und in ihrem Ofen hatte backen lassen. Was er auch

thun mochte, überall begegnete er auf seinem Wege diesen lästigen Herren, um sein Vergnügen zu stören, seine Arbeit zu hindern, seine Früchte zu verzehren; und wenn er mit diesen fertig war, so erschienen andere schwarzgekleidete, die ihm das beste seiner Ernte wegnahmen. Man stelle sich die Lage, die Bedürfnisse, den Charakter, die Leidenschaften dieser Leute vor und man wird berechnen können, welch' reicher Schatz an Haß und Neid in ihrem Herzen sich anhäufen mußte.

In derber und packender Sprache schildert diese Zustände der Brief eines Landmanns, den dieser direkt an einen Intendanten richtete*): „Obwohl wir wenig Adel in unserer Provinz haben, darf man doch nicht glauben, daß die Grundstücke deshalb weniger mit Zinsen belastet seien; im Gegenteil, fast alle Lehngüter gehören der Katedrale, dem Erzbischof, dem Stifte, den Benediktinern und anderen Geistlichen, bei denen die Renten nie verjähren und wo man deren unaufhörlich neue aus alten verschimmelten Pergamenten zum Vorschein kommen sieht, deren Ursprung Gott allein kennt! Die ganze Provinz ist mit dieser Rentenkrankheit behaftet. Die Mehrzahl der Landgrundstücke muß jährlich von jedem Acker Weizen den siebenten Teil entrichten, andere ebenso den siebenten vom Wein; einer hat der Herrschaft $\frac{1}{4}$ der Ernte zu geben, ein anderer $\frac{1}{5}$ u. s. w., nachdem der Zehnte schon abgezogen ist; dieser entrichtet den zwölften, jener den dreizehnten Teil. Alle diese Zinsen sind so eigentümlicher Art, daß ich solche vom vierten bis zum vierzigsten Teil der Ernte kenne. Was soll man zu all' diesen Zinsen sagen, die in Gestalt von Korn, Hülsenfrüchten, Geld, Geflügel, Frohnde, Holz, Früchten, Kerzen entrichtet werden? Ich kenne seltsame Gefälle dieser Art, bestehend in Brod, Wachs, Eiern, Schweinen ohne Kopf, Rosen- und Veilchensträußchen, vergoldeten Sporen u. dergl. Es gibt noch eine zahllose Menge anderer herrschaftlicher Gefälle. Warum hat man Frankreich nicht von allen diesen extravaganen Gebühren befreit?

„Was soll man ferner zu der Tyrannei des Lehngeldes sagen? Ein Käufer erschöpft alle seine Mittel, ein Grundstück zu erwerben, und ist genötigt, mit schweren Kosten Adjudikation und Kontrakt, Uebnahme, Protokolle, Kontrolle und Injuration, ein Prozent des Kaufpreises zc. zu bezahlen; außerdem muß er alsdann seinen Kontrakt dem Lehnherrn vorlegen, der ihn das Lehngeld bezahlen läßt, das bald $\frac{1}{12}$ bald $\frac{1}{10}$ der Kaufsumme beträgt. Andere fordern $\frac{1}{5}$, noch andere außerdem das $\frac{1}{5}$ vom $\frac{1}{5}$. Kurz, es kommen alle möglichen Preise vor, und ich kenne einige, die sich sogar $\frac{1}{3}$ der Kaufsumme bezahlen lassen. Wahrlich! selbst die wildesten und barbarischsten Nationen haben niemals so arge und zahlreiche Plackereien erfunden, als unsere Tyrannen unseren Vorfahren aufgebürdet haben.

„Wie? Der verstorbene König (Ludwig XV.) hätte die Ablösung der Grundrenten, die auf städtische Erbgüter angewiesen waren, erlaubt, und er hätte ein Gleiches nicht hinsichtlich der bäuerlichen Grundstücke gestattet? Mit den letzteren hätte man den Anfang machen müssen. Warum den armen Landleuten nicht gestatten, ihre Ketten zu zerreißen und sich durch Ablösung von der Menge herrschaftlicher Zinsen und Grundrenten zu befreien, welche den Vasallen so sehr schaden und den Lehnherrn so wenig Vorteil bringen? Man sollte hinsichtlich der Ablösungen keinen Unterschied zwischen Stadt und Land, zwischen Lehnherrn und Bürgern machen.

„Die Intendanten geistlicher Güter pflegen, so oft ein neuer Inhaber sein Amt antritt, alle Pächter zu plündern und in Kontribution zu setzen. So hat der Intendant des neuen Erzbischofs allen Pächtern seines Vorgängers gekündigt, indem er alle mit dem letzteren geschlossenen Kontrakte für null und nichtig erklärte, und alle diejenigen vertrieb, die nicht ihre Pacht erneuern und ihm große Gratifikationen gegeben hatten. Solchergestalt hat man sie um 7 bis 8 Jahre gebracht, die von ihrer kontraktlich festgestellten Pachtzeit noch übrig waren, indem man sie zu sofortiger Entfernung nötigte und zwar unmittelbar vor

*) Partei, welche sich während der Minderjährigkeit Ludwig XIV. von 1648—1653 dem Kardinal Mazarin widersezte.

*) Aus: „Der alte Staat und die Revolution“ von Alexis de Tocqueville.

Weihnachten, was die ungünstigste Zeit des Jahres ist, wegen der Schwierigkeit, das Vieh zu ernähren, während man selbst nicht weiß, wo man bleiben soll. Der König von Preußen hätte es nicht schlimmer machen können.“ —

Genau die nämlichen Feudalrechte, nämlich die Zehnten, die unveräußerlichen Grundzinsen, das Lehngeld bei Kauf und Verkauf, was man damals die Knechtschaft des Bodens nannte, fanden sich in ganz Europa und waren sogar in den meisten andern Ländern noch weit drückender. Die zwei Hauptgründe, weshalb die nämlichen Lehnrechte im Herzen des französischen Volkes einen so unauslöschlichen und furchtbaren Haß erregt haben, erblickt Tocqueville einerseits darin, daß der französische Bauer Grundeigentümer geworden war und andererseits darin, daß er der Regierung seines Gutsheeren völlig entzogen war.

Es ist nämlich ein Irrtum, wenn man glaubt, die Teilung des Grundeigentums in Frankreich datire erst von der Revolution her; während noch im Jahre 1788 in den meisten deutschen Staaten der Bauer das Gut seines Lehnherrn nicht verlassen durfte, der Gerichtsbarkeit desselben unterworfen war, nicht ohne Genehmigung seines Herrn heiraten noch einen andern Beruf wählen durfte u. s. w., existirte in Frankreich etwas Derartiges längst nicht mehr. Der Bauer ging, kam, kaufte, verkaufte, schloß Verträge und arbeitete ganz nach Belieben. Schon 20 Jahre vor der Revolution gibt es landwirtschaftliche Gesellschaften, welche die übermäßige Zerstückelung des Bodens beklagen. „Die Teilung der Erbschaften,“ sagt Turgot um dieselbe Zeit, „ist eine solche, daß dasjenige, was für eine einzige Familie hinreichte, unter 5—6 Kinder verteilt wird. Diese Kinder und ihre Familien können fortan nicht mehr allein von ihrem Acker leben.“ — Allerdings hat die Revolution die Güter der Geistlichkeit und einen großen Teil derjenigen der Edelleute verkauft; die Mehrzahl dieser Güter wurde aber von Leuten gekauft, die bereits deren andere besaßen, und nach dem Ausspruch Neckers gab es schon vorher eine ungeheure Anzahl Grundeigentümer. Gerade der Umstand aber, daß man einen Teil der Institutionen des Mittelalters vernichtete, machte das davon Uebriggelassene hundertmal unerträglicher und verhaßter. Hätte der Bauer den Boden nicht besessen, so würde er unempfindlich für manche der Lasten gewesen sein, welche das Feudalsystem auf dem Grundeigentum ruhen ließ. Was macht sich aus dem Zehnten derjenige, der nur Pächter ist? Er zieht ihn vom Ertrage des Pachtens ab. Was macht sich aus dem Grundzinse derjenige, der nicht Eigentümer des Bodens ist? Was kümmern selbst die Hindernisse der Ausbeutung des Bodens denjenigen, der ihn für einen andern ausbeutet?

Hätte andererseits der französische Bauer sich noch unter der Regierung seines Gutsheeren befunden, so würden ihm die Lehnrechte bei weitem nicht so unerträglich erschienen sein, weil er darin nur eine natürliche Folge der Landesverfassung gesehen hätte. Wenn der Adel nicht bloß Privilegien, sondern auch politische Macht besitzt, wenn er regiert und verwaltet, so können seine besondern Rechte größer und doch zugleich weniger auffällig sein. Zur Zeit des Lehnswesens erblickte man in dem Adel die Regierung; man trug die Lasten, die er auflegte, aus Rücksicht auf die Sicherheit, die er gewährte. Die Edelleute hatten lästige Privilegien, sie besaßen drückende Rechte, aber sie hatten auch Pflichten: sie sicherten die öffentliche Ordnung, verwalteten das Recht, ließen die Gesetze vollziehen, kamen dem Schwachen zu Hilfe und leiteten die öffentlichen Angelegenheiten. Da der Adel aufhörte, diese Dinge zu verrichten, erscheint die Last seiner Privilegien drückender und selbst ihre Existenz läßt sich nicht mehr begreifen.

Ludwig XIV. hatte es verstanden, die Großen zu unterwerfen und sie von allen wichtigen Regierungsgeschäften zu verdrängen, indem er sie an den Hof rief, wo sie in Vergnügungen und Gnadenbezeugungen den Lohn ihrer Unterwürfigkeit erhielten. In der Gesellschaft hatte der Adel noch den Rang, den Reichtum und die Achtung voraus, die allezeit dem, was alt ist, gezollt wird; er umgab den Fürsten und bildete seinen

Hof; er kommandirte die Flotten und führte die Armeen; kurz, er tat, was den Zeitgenossen am meisten ins Auge fällt und nur zu oft auch die Blicke der Nachwelt fesselt. Man würde aber einen großen Herrn beleidigt haben, hätte man ihm den Posten eines Intendanten angeboten; der ärmste Edelmann hätte eine solche Stelle in den meisten Fällen verschmäht und doch regierten diese Männer von meist bürgerlicher Herkunft Frankreich. Ihren Händen war fast alle Macht anvertraut; sie korrespondirten mit den Ministern und waren in der Provinz die einzigen Vertreter und Vollstrecker des Willens der Regierung. Es gab wohl noch ab und zu Herren des hohen Adels, welche Provinzgouverneure hießen; man gewährte diesen aber nur noch Ehren, Macht hatten sie keine mehr. Das Leben des reichen liederlichen Edelmannes verfloß ganz in jenen müßigen und nichtigen Beschäftigungen, wodurch sein Geist erniedrigt und sein Stand zum Stichwort und zum Schimpf unter den Völkern wurde. Wichtiger als alle Fragen der Politik und des Volkswohls waren für diese hohlen Köpfe die Fragen der „Etikette“: wer bei Hofe einen Armstuhl haben, wer zu der königlichen Tafel gezogen und wer davon ausgeschlossen sein, wer von der Königin geküßt und wer nicht von ihr geküßt werden, wer den vordersten Sitz in der Kirche haben sollte, welche Würde ein Edelmann erlangt haben mußte, um das Recht zu haben, in einer Kutsche in's Louvre einzufahren, wer bei Krönungen den Vorzug haben sollte u. s. w. u. s. w.

Das Ziel des höchsten Ehrgeizes waren Bänder, Sterne und Kreuze oder die Vergünstigung, den Herrscherstab bei Hofe zu tragen, dem Könige die Serviette zu überreichen, ihm das Waschbecken zu halten oder ihm das Hemd anzuziehen u. dgl., während andere darnach strebten, ihre Töchter und Frauen zu Ehrendamen oder gar zu Mätressen zu erheben!

Inmitten dieser noblen Passionen fand der Adel keine Zeit mehr, an das Wohl seiner Untertanen zu denken. Während im preussischen Gesetz von 1795 noch gesagt ist: „Der Gutsheer soll dafür sorgen, daß die armen Einwohner Unterricht empfangen; denjenigen seiner Untertanen, die kein Feld haben, soll er, soweit möglich, Lebensunterhalt verschaffen; diejenigen unter ihnen, die etwa verarmen, ist er zu unterstützen verpflichtet,“ existirte seit langer Zeit kein derartiges Gesetz mehr in Frankreich. Da man dem Gutsheeren seine alte politische Macht genommen hatte, so hatte er sich auch seinen alten Verpflichtungen entzogen. Das Volk sah kümmerlich und zerlumpt aus; ein Kleid vererbte sich von der Großmutter auf die Enkelin und die Schuhe des Großvaters auf den Enkel. In der Straße kein Pflaster; Nachts keine Laternen; an den Dächern keine Rinnen; die kleinen eingeschlagenen Fensterscheiben seit 20 Jahren mit einem Stück Papier verklebt.

Und mitten durch das große Elend schritten die Amtsleute, Bögte, Gerichtshalter, Notare und Schreiber aller Art, um die hundertlei Arten von Abgaben, Zinsen, Steuern, Frohnden für den Gutsheeren und daneben noch Sporteln, Schreibgebühren und Geldstrafen aller Art für sich selbst einzutreiben. Nach diesen kamen ganze Schaaren von Barfüßern, Franziskanern, Kapuzinern und Bettlern von allen möglichen Orden, welche auf Kosten des Landvolks sich's wohl sein ließen vom ersten Tag des Jahres bis zum Sylvester.

Damit war aber das Maß der Leiden noch nicht voll; die ärgste und verhaßteste Steuer war der Zehnte, d. h. die erste Garbe, welche man dem Pfarrer geben mußte — kurzum es war, als ob Edelleute und Pfaffen sich vorgenommen hätten, die unglücklichen Bauern auszurotten und als ob sie nur auf Mittel dächten, dies fertig zu bringen. In einem solchen Abgrunde von Vereinsamung und Elend lebte der französische Bauer, daß ein mitleidiger Edelmann selbst sich nicht enthalten konnte, in einer guten Stunde einem Bekannten zu schreiben: „die armen Tiere, die, zur Erde gebeugt, bei Regen und Sonnenschein das Brod für jedermann gewinnen, verdienen doch auch, ein wenig davon zu essen.“

(Schluß folgt.)

Eine Reiseerinnerung.

Von E. G.

Seit elf Jahren war ich der Heimat fern gewesen, hatte jenseits des Ozeans die trüben Erfahrungen gesammelt, die jedem Ausländer, und speziell dem „gemüthlichen“ Deutschen selten erspart bleiben, wenn er auf gut Glück nach Amerika auswandert. Das „Hilf dir selbst“ ist in dem Lande des krassten Egoismus zum Motto aller Lebensbeziehungen geworden, und wer die ideale Weltanschauung nicht beiseite setzt und sich dem praktischen Leben und Erwerben nicht mit all' seinem Denken und Trachten unterwirft, wird in der neuen Welt das erträumte Eldorado nicht finden.

Es ist daher leicht zu erklären, daß die poetisch angehauchten Gemüther an einem permanenten Heimweh laboriren und sich, wie weiland die Juden, wenn auch nicht nach den Fleischtopfen Egyptens, so doch nach dem verlassenen, selbst auch armseligen Herd ihres Vaterstädtchens oder -Dörfchens zurücksehnen.

„Küssen Sie in meinem Namen den deutschen Boden“, rief mir ein solcher Schwärmer im Jahre 1879, als ich meine Rückkehr nach Europa antrat, zu, „und sollten Sie auf ihren Reisen das kleine Nest N. in Westfalen berühren, so bitte ich Sie, dort eine kurze Zeit zu verweilen, um meiner Braut, die da lebt, persönlich herzlichsten Gruß zu überbringen. Ich weiß, Sie werden mir diese Bitte nicht versagen,“ setzte er mit tränenfeuchtem Blicke hinzu, „umsoweniger da Sie dadurch einem höchst unglücklichen Geschöpfe einen großen Trost und viele Freude bereiten.“

Er überreichte mir eine Photographie. „Nehmen Sie dies als Erkennungszeichen,“ schluchzte er, nachdem er mit Bleistift auf der Rückseite die Adresse seiner Liebsten notirt hatte, „und sagen Sie ihr, daß es mir innerhalb des Jahres, das ich nun schon fort bin, noch nicht gelungen sei, eine feste Existenz zu erringen und uns ein eigenes Heim zu gründen. Arme, arme Mathilde!“ seufzte er, „verlassen von mir, verstoßen von ihren Eltern, und keine Aussicht auf eine baldige Vereinigung!“ . . .

Ein paar Tränen rollten dem jungen, wirklich hübschen Manne in seinen braunen Vollbart. Auch mir war es wehmüthig ums Herz geworden, und ich versprach, seinen Wunsch zu erfüllen.

Eine Reihe von Monaten waren verfloßen, als mich auf einer Reise durch Westfalen der Ruf des Schaffners: „Station N.“ plötzlich aus einer gewissen Letargie erweckte, in die mich eine weite, langweilige Reise veretzt hatte. Da mit einemmale tauchte in mir die Erinnerung an das gegebene Versprechen auf, und halb im Schlummer griff ich mechanisch nach meinem Handtoffer und verließ den Wagen.

Außer mir stieg noch ein älterer, streng aussehender Herr, der in der anderen Ecke des Koupees gesessen, aus, und schritt hinter mir drein über den menschenleeren Perron dem Ausgange zu.

Es war ein schwüler Julitag, und der ohnehin schwache Verkehr des kleinen Städtchens durch die Hitze völlig gebremmt. Aus dem Fenster des dem Bahnhofe gegenüberliegenden Hotels gähnte mir ein Kellner entgegen, und wenn auch diese Art Einladung mich nicht besonders anzog, so beschloß ich doch dort einzukehren, um mich von der Strapaze, die eine siebenstündige Fahrt mit sich bringt, ein wenig zu erholen. Nachdem ich mir ein Glas Dortmunder Bier bestellt, ließ ich mich auf einen Lehnstuhl nieder, der in der Ecke des Gastzimmers stand, und von wo aus ich eine gute Aussicht auf die ziemlich gerablinigte Straße hatte. Nachlässig musterte ich die trüg dahinschleichenden Passanten, die in gewissen Zwischenräumen an dem Fenster vorübersehenderten.

Besondere Aufmerksamkeit schenkte ich den Damen, in der Voraussetzung, meine Unbekannte darunter zu finden, deren Photographie ich aus meiner Brieftasche hervorgeholt hatte. Ein liebliches Gesicht schaute mir entgegen, das ein Zug unaussprechlicher Wehmut umflorte.

Der Anblick des Bildes hatte mich in eine jener schwermüthigen Träumereien veretzt, in der man seine Umgebung total vergißt, daher merkte ich nicht, daß noch einige Gäste das Zimmer betreten und sich in meiner unmittelbaren Nähe, am anderen Ende des Tisches, niedergelassen hatten.

Endlich wollte ich die Photographie wieder zu meinen anderen Papieren steden. Da mir jedoch die Adresse, die auf der Rückseite des Bildes stand, und die ich nur einmal flüchtig gelesen hatte, aus meinem Gedächtnisse entschwunden war, wendete ich dasselbe um, um mir den Namen und die Straße fest einzuprägen.

Alein außer dem Worte „Mathilde“ war kein einziger Buchstabe mehr zu erblicken. Durch das Herumtragen in meiner Brieftasche war die leicht hingetrigelte Bleistiftschrift gänzlich verwischt worden. Was tun? Es blieb mir kein anderer Ausweg, als entweder durch Vorzeigen der Photographie die Adressatin zu ermitteln, oder auf einen glücklichen Zufall zu hoffen.

Zu dem ersteren konnte ich mich schon deshalb nicht entschließen, weil ich mich dadurch einer Verletzung des mir anvertrauten Geheimnisses schuldig zu machen glaubte, und so mußte ich, wohl oder übel, den letzteren wählen, denn finden wollte ich sie, selbst auf die Gefahr hin, einige Tage hier verweilen zu müssen.

Die Sonne stand schon ziemlich tief, und die drückende Schwüle schien einer angenehmen Abendkühle zu weichen. Die lange Bahnhofstraße,

die zugleich die Promenade des Städtchens bildet, belebte sich immer mehr. Einzelne Gruppen Spaziergänger sah man zu einem nicht weit vom Bahnhof entfernten Gartenrestaurant wandern, um sich unter den schattigen Kastanienbäumen von des Tages Last und Müde zu erholen. Auch ich beschloß, nachdem ich mir vorher ein Zimmer im Hotel bestellt, dorthin meine Schritte zu lenken.

Um mich ganz ungestört meinen Beobachtungen hingeben zu können, hatte ich eine Laube nicht weit vom Eingange des Gartens gewählt, an der alle Besucher vorüberdefiliren mußten. Doch wie lange ich auch da saß, den schönen Spätnachmittag genießend, kein Gesicht bot sich meinem Blicke dar, das auch nur annähernd mit meinem Bilde zu vergleichen gewesen wäre. Es fing bereits an zu dunkeln, als ich den Garten verließ; ein Gewitter, welches im Anzuge war, verschlechte auch die übrige Gesellschaft.

Die Gaststube des Hotels hatte sich während meiner Abwesenheit so ziemlich mit Gästen angefüllt, und es schien, als ob dieselbe das Rendezvous einiger ehrharnen Spießbürger sei, die allabendlich bei einem Schoppen die Tagesereignisse zu besprechen pflegen. Da bei meinem Eintritt das Gespräch, welches in lebhafter Weise geführt wurde, und worin ein Oberförster und seine Tochter, soviel ich daraus entnehmen konnte, die Hauptrollen spielten, allmählich verstummte, so schloß ich aus dieser Zurückhaltung, daß meine Person hier stören würde, und daß man einem Fremden gegenüber die Stadtgeheimnisse nicht austreten wollte.

Ich winkte dem Kellner und bedeutete ihm, daß ich mein Zimmer aufsuchen wüßte. Ein behäbiger Herr mit braunem Velourtäppchen, den man auf den ersten Blick als den Hotelbesitzer erkennen mußte, trat näher, und fragte, indem er leicht sein Mützen läppte, ob ich es nicht vorziehen würde, in das nebenangelegene Herrenstübchen einzutreten; es sei zwar nur ein Familienzimmer, doch bei ihm würden die fremden Gäste stets mit zur Familie gezählt, dies sei ein alter Brauch im „Adler.“ Und so schnell es seine Korpulenz gestattete, öffnete er die Thüre und bugirte mich mit einigen linkschen Verbeugungen in das bereits beleuchtete Stübchen. Dasselbe war einfach, jedoch geschmackvoll ausgestattet. Ein Sopha, ein runder Tisch mit schwerer altmodischer Damastdecke, einige Polsterstühle und ein Piano bildeten das ganze Meublement.

Da sich außer mir niemand in dem Zimmer befand, ließ ich mich ungenirt aufs Sopha nieder, um meine Entdeckungspläne für den morgigen Tag zu schmieden. Da bemerkte ich auf dem Tische ein Photographicalbum. Es ist eine angeborene Untugend, mag sie nun Neugierde oder sonstwie heißen, die mich jedesmal anwandelt, so oft mir solch ein Ding zu Gesicht kommt; ein sonderbarer Reiz, dem zu widerstehen es meiner vollen Energie bedarf, nötigt mich, es zu durchblättern. Ich hatte diesmal keine Ursache diesem Gelüste Widerstand zu leisten. Die Bilder boten mir jedoch umsoweniger Unterhaltung, als es meistens alltägliche Physiognomien waren, wie man sie gar allzuhäufig in solchem Album findet.

Nur ein einziges Bild, das eines kaum sechszehnjährigen Mädchens, festelte meine Aufmerksamkeit in hohem Grade. Es erschien mir zwar nichts weniger als bekannt, festelte mich aber dennoch durch sein Gemüth und die frohe Jugendlust, die aus ihm mir entgegenstrahlte. Hatte ich dies liebliche Gesichtchen schon einmal gesehen?

Noch war ich in Bewunderung und Anschauen versunken, als eine schlanke, junge Dame von angenehmem Neußern ins Zimmer trat. Sie schien verlegen, als sie sich mit einemmale einem wildfremden Menschen gegenüber befand, und wollte, nachdem sie artig gegrüßt hatte, sich wieder entfernen, doch ich stellte mich als Gast des Hotels vor, indem ich voraussichtlich einige Tage verweilen würde, worauf sie mir erklärte, daß sie die Tochter des Hauses sei. Ihre Befangenheit war bald verschwunden, und sie bat mich plaz zu nehmen und mich durch ihre Anwesenheit ja gar nicht stören zu lassen. In ungezwungener Weise fragte sie, ob ich denn das kleine Städtchen nicht höchst langweilig fände, es böte für den Fremden gar zu wenig Unterhaltung.

Aus purer Galanterie versicherte ich, daß mir bis jetzt noch jede Ursache fehle, diese Klage laut werden zu lassen, und fügte hinzu, daß ihr Erscheinen das Schredgepenst der Langeweile wenigstens aus diesem Zimmer sicherlich bannen würde.

„Ich war so indiskret, ein wenig in ihrem Album herumzustöbern,“ begann ich nach einer Pause. „Sie besitzen da ein Bild, welches mich lebhaft interessirt.“ „Und dies wäre?“ fragte sie, indem sie näher trat. „Es ist hier dies liebliche Vorkenköpfchen,“ entgegnete ich, indem ich ihr das Album hinhielt.

Ein leichtes Zucken um ihre Wimpern verrieth mir, daß das Bild jedenfalls eine traurige Erinnerung bei ihr hervorrief, und ich bedauerte, das Gespräch darauf hingelenkt zu haben.

„Es ist eine Jugend- und Pensionsfreundin von mir,“ sagte sie nach einer Weile mit bewegter Stimme, „ein armes, unglückliches Wesen, welches viel gelitten hat.“ In ihre Augen drängten sich Tränen. „Sie schlummert jetzt schon seit vierzehn Tagen unter kühlem Regen,“ setzte sie hinzu, „und morgen früh will ich ihr Grab mit frischen Blumen schmücken.“

Das Mitgefühl, welches die Freundin der Verstorbenen zollte, hatte mich tief ergriffen. Ich bat um die Erlaubnis, sie morgen zum Kirchhof begleiten zu dürfen.

Sie nickte stumm und verließ das Zimmer.

Trotzdem ich wirklich müde war, konnte ich doch die Ruhe nicht finden. Unruhig wälzte ich mich in meinem Bette hin und her, und meine Phantasie gaukelte mir allerlei verworrene Bilder vor. Es mochte schon wohl zwei Uhr sein, als ich endlich einschlief. Mit dem Stodenschlag sechs war ich bereits wieder wach. Ich leidete mich rasch an, um einen Morgen Spaziergang in das nahegelegene Tannenwäldchen zu machen.

Es war ein wunderschöner Morgen; das Gewitter, welches heute Nacht zum Ausbruch gekommen war, hatte die Luft gereinigt und köstlich erfrischt, und ich sog mit Entzücken den balsamischen Hauch ein, der mir von allen Seiten der im schönsten Blumenflor prangenden Wiese entgegenwehte.

Unweit des Wäldchens, wo der Pfad sich durch ein junges Gehölz windet, lag vor mir ein sorgsam zusammengefaltetes Papier mit schwarzem Trauerrand. Ich hob dasselbe auf und las: „Gestern ward mir meine einzige Tochter Mathilde nach kurzem Kranksein durch den Tod entzissen. Um 1/2 7e Teilname bittet

R. den 2. Juli 1879. B. S., Oberförster.“

Wie vom Blitz getroffen stand ich da, das Blatt entglitt meinen Händen. S.? Das war ja ihr Name, der Name, den die Braut meines jungen Freundes getragen hatte. Hier konnte keine Täuschung vorliegen. Ich wußte jetzt genau, daß ich denselben auf meinem Bilde gelesen hatte. Meinen Aufruf konnte ich also nicht mehr ausrichten, denn er galt einer Toten...

Armer Freund im fernen Westen, ist dir schon Kunde geworden von deinem Verlust?...

Ich ließ mich auf dem weichen, mit Tannennadeln gepolsterten Boden nieder. Es war mir, als müßte ich ihm Trost bringen, denn ich fühlte, daß das junge, noch nicht im Kampfe des Lebens gestählte Herz dessen bedurfte, daß es nicht gewappnet sei gegen solchen Schlag.

Es war bereits neun Uhr geworden, als ich ins Hotel zurückkehrte. Ich hatte gerade eine Tasse Kaffee genommen, als das Fräulein mit einem zierlichen Blumenkranz und einem mit Moos gefüllten Blumen-topf, aus dem prachtvolle Bergigmeinnicht hervorklugten, eintrat. Sie hatte mich schon erwartet.

„Es war dies ihr Lieblingsblümchen,“ sagte sie unterwegs, indem sie auf die Bergigmeinnicht deutete.

„Wie hieß denn ihre Freundin, der Sie so viel Teilnahme entgegen bringen?“ frug ich, nachdem wir eine Strecke stumm nebeneinander einher geschritten waren.

„Sie hieß Mathilde S.,“ sagte sie, „und war des Oberförsters einzige Tochter.“

Ich mußte meine Aufregung verbergen, um ihr ohnehin für fremde Schmerzen so leicht empfängliches Herz nicht noch mehr zu erweichen.

„Dann steht ihre verstorbene Freundin mir auch näher, als Sie wohl glauben dürften.“

„Wie, Sie haben dieselbe bekennt?“ fragte sie, mich erstaunt anblickend. „Persönlich zwar nicht, jedoch besitze ich ihr Bild, welches mir von einem jungen Manne zugestellt wurde, der ihre Freundin sehr hochschätzte — der sie innig liebte.“

Sie blieb stehen, und blickte mich kopfschüttelnd an.

„Sie werden Sich jedenfalls täuschen“, entgegnete sie.

„Mathilde war bereits verlobt, und ich wußte nicht, wer außer ihrem Bräutigam im Besitz ihres Bildes gewesen sein könnte. Gegen mich hatte Mathilde keine Geheimnisse.“

„Und wenn ich ihnen sage, daß ich das Bild aus der Hand jenes Bräutigams empfang?“

„Unmöglich!“ erwiderte sie, „derselbe ist in Amerika —“

„Und heißt Carl B.“ fügte ich hinzu.

Ich hatte die Photographie hervorgeholt und hielt sie ihr hin.

„Ja, wirklich, das ist meine arme, unglückliche Mathilde!“ rief sie ergriffen, und führte das Bild an ihre Lippen.

Ich erzählte nun den Zweck meines Hierseins, sowie den wunderbaren Zufall, der mir die Anzeige von dem Tode Mathildens in die Hände gespielt hatte.

Ich mußte ihr nun alle Details genau schildern, wie ich mit Carl zusammen getroffen sei, und sie bat mich, ihr doch das Bild als Andenken zu überlassen, was ich gerne und bereitwillig tat.

Wir waren unterdessen im Kirchhof eingetreten, und tief bewegt schritten wir dem noch frischen Grabeshügel zu. Sie legte den Kranz nieder und pflanzte unter stillem Weinen das Bergigmeinnicht ein. Dann gingen wir langsam und schweigend wieder fort.

Am Ausgange begegneten wir dem alten Herrn, der gestern gleichzeitig mit mir ausgestiegen war, und der uns freundlich grüßte.

„Das ist Mathildens Vater,“ flüsterte sie.

„Und woran ist Mathilde denn eigentlich gestorben?“ wagte ich nach einer Pause zu fragen.

„Aus Gram um ihre Mutter, die vor zwei Monaten starb — vielleicht mehr noch aus Sehnsucht nach ihrem Geliebten, den sie für sich verloren hielt.“

Ich teilte ihr mit, daß sich gestern Abend im Gastzimmer ein eiriges Gespräch über den Oberförster entwickelt hätte.

„Glauben Sie nicht, was die Leute schwätzen, ihr Vater ist freilich ein strenger, aber doch ein braver, achtungswerter Mann,“ fiel sie rasch ein, „und Mathilde hat sich nicht vergiftet.“

Mit dem Nachmittagszuge verließ ich R.

Nach Verlauf von einigen Wochen wurde mir von befreundeter Hand eine amerikanische Zeitung zugesandt, die folgende Lokalnotiz enthielt:

„Ein junger Deutscher, Namens Carl B., hat sich heute Morgen in dem Boarding house an der Missouri Avenue durch einen Revolver-schuß das Leben genommen.“

Auf dem Tische seines Zimmers fand man einen angefangenen Brief an Mathilde, sowie eine Todesanzeige aus Deutschland. Die Motive zu diesem Selbstmord sind unbekannt.“

Die Kunstgewerbe auf der nürnbergger Ausstellung.

Von Friedrich Hauert.

II.

Wenn neben dem vielen Guten und Schönen auch manches Still- und Geschmacklose ausgestellt wurde, so darf das angesichts der lang-jährig förmlich gepflegten Geschmacksverirrungen nicht wunder nehmen. Am wenigsten sollte man jedoch derartige bei einem Aussteller finden, dessen Firma einen weit über die Grenzmarken Nürnbergs hinausreichenden Ruf besitzt, wie die „Hof-Kunstanstalt“ von C. W. Fleischmann in Nürnberg. „Stilistische Zimmereinrichtungen“, unter diesem vielversprechenden Titel stellt sich die Genannte im Katalog vor. Es fällt mir nun nicht im entferntesten ein, zu bestreiten, daß der Aussteller im gewöhnlichen Leben wirklich „stilistische Zimmereinrichtungen“ liefert, nur kann man billig verlangen, daß er dies auf der Ausstellung auch zeigt. Hier hat er jedoch gotische und Renaissance-Möbel im bunten Durcheinander vorgeführt, die Wände außerdem mit Schilden, Hellebarden u. dgl. mittelalterlichem Rüstzeug dekoriert und schließlich an der Decke neue Leuchter aufgehängt, deren Gestalten am Ende schon bei der heute oft noch anzutreffenden Altertümelei sicher Liebhaber finden, aber keineswegs das Gefühl ästhetischer Befriedigung erwecken können. Wir Menschenkinder sind ja immer froh, wenn man uns nicht an der Stätte des Gedankensitzes Hörner aufsetzt, hier aber wächst einem Engel ein Hirschgeweih aus der profanen Sitzstelle seines Körpers, oder eine Jungfrau endet unten in einen Delphinschwanz, aus dem das Hirschgeweih hervorwächst. Nebenbei ergeht es einem Harfenspieler und einem Männlein und Weiblein. Einigen ließ man mitleidig wenigstens noch die Beine, den Leisten aber setzte man an deren Stelle die genannten Hörner ein. Ein häßlicher dreiköpfiger Drache mit mehreren Schwänzen trägt gleichfalls diese Verzierung. Auf den Hirschgeweihen sind denn allenthalben die Lichter angebracht, auf dem Rücken der Figuren die Fesen, vermittels deren die „stilistischen“ Gegenstände aufgehängt werden — und der „Kronleuchter“ ist fertig. Solche, an

die Barbarei der Vergangenheit erinnernden Sachen hängt man doch höchstens in eine Sammlung von Altertümen auf, denn geradezu unerklärlich ist es, wie ein halbwegs feinführender Mensch hieran sonst noch Geschmack finden könnte. Und so ist denn die Fleischmannsche Ausstellung nicht einmal eine Zimmereinrichtung, geschweige denn gar eine stilistische.

Am meisten gesündigt wird auch heute noch gegen alle Stilgesetze in den Arbeiten aus Elfenbein und Meerscham. Vielleicht ist gerade der edle und bildungsfähige Charakter dieser Materialien schuld daran, da diese trefflichen Eigenschaften leicht zu Bravourstücken verleiten.

So mühte doch die Tatsache, daß ein Griff zum anfassen dient, schon durch die Praxis allgemein bekannt sein und darauf bei der Gestaltung desselben Rücksicht genommen werden. Darüber setzen sich nun unsere Elfenbeinschnitzer — vor allem die auf der Ausstellung — mit einer Virtuosität hinweg, welche die in ihrer Technik an den Tag gelegte bei weitem übersteigt. Köpfe von Tieren, Damen mit mächtigem Federhut dienen als Stodgriffe; ein solcher ist sogar aus einer gewundenen aus Laub und Trauben strohenden Weinrebe gebildet. Die stacheligen Spitzen Weinblätter genügten aber nicht nur, durch den Gedanken, daß man so ein Ding anfassen soll, zu erschrecken, es wurde auch noch ein auf einem Ast sitzender weinlesender Bub dazu getan! An einem ca. einen Zentimeter starken Spazierstock hat man sogar unter dem glatten Elfenbeinriff ein Postament angebracht, auf dem ein Falkonier steht! Die Griffe verschiedener Falzmesser sind geschmückte Figuren, Alpenjäger, Genien u. s. w. Ja, die Porträtfigur Goethes ist zu der wichtigen Funktion eines solchen Griffes verwandt worden. Es würde dem heimgegangenen Dichter sicherlich Spaß machen, wenn er mit eigenen Augen sehen könnte, welche Rolle ihm heute von seinen Verehrern zuweilen zugebracht wird!

Auf die Meerscham-Pfeifen-Fabrikation hat, wie es scheint, die

Reformbewegung im Kunstgewerbe noch gar keinen Einfluß ausgeübt. Als Zigarrenspitzen dienen hier immer noch hübsche Frauentöpfe, resp. deren nachgebildete Strohhüte, Blumenkörbe, quergelegte Bierfässer u. dgl. Unnimm mehr. Selbstverständlich ist demnach auch, daß ganze Hezjagden und Landschaften auf dem zur Aufnahme der Zigarren bestimmten Röhren abgebildet sind. Es gehört sicher eine große Gefühlsverwahrlosung dazu, um all den Wiberfinn, all das Unnatürliche von solcher Bildnerie nicht zu begreifen. Und was ist nicht schon darüber geschrieben und geredet worden! Freilich, wenn die Herren Aussteller trotzdem womöglich noch mit Preisen für dieses stilllose Zeug bedacht werden, ist es kein Wunder, wenn man in alle Zukunft hinein diese unsinnigen Muster beibehält. Die technische Geschicklichkeit und die akkurate Ausführung verdient hier fast allenthalben Anerkennung, aber damit ist es nicht getan. Virtuosität in der Technik genügt nicht allein, Erweckung und Verfeinerung des Stillegefühls ist eine der ersten Aufgaben. Daß man diese aber nicht mit den gewöhnlichen und bisher gebräuchlichen Mitteln lösen kann, daß sieht man am besten daran, daß die Eisen- und Meerschamuschneider seit ihrer Ausstellung zu Leipzig 1880 nach dieser Richtung gar keine Fortschritte gemacht haben. Das beste Mittel, um hier Abhilfe zu schaffen, wäre jedenfalls eine Lehrwerkstätte nach dem Muster der in Kuhlra in Thüringen.

An dieser Stelle mag denn auch gleich das leider auf keiner Ausstellung fehlende Messer mit den 106 Klingen Erwähnung finden. So große Bewunderung solche technische Kunststücke erregen, für die Praxis haben sie keinen Wert; deshalb wäre es besser, sie unterblieben ganz und die Herren Aussteller verwendeten ihre schöne Kraft lediglich auf die Herstellung von Gegenständen, die gebraucht werden können.

Ganz vorzüglich und zwar sowohl in Rücksicht auf die Quantität wie die Qualität ist auf der Ausstellung die Keramik vertreten. Hier macht es ganz besondere Freude zu sehen, wie die Farbe an den Lüstern, Tassen, Kannen, Schalen u. c. und auch an den Dösen über die lange herrschende Farblosigkeit obliegt. In erster Linie sind es die Majolika-Gefäße, welche in prächtigem fatten Farbenschmud prangen und mit ihrem intensiven Glanz der Glasuren bedeutenden Effekt erzielen. Die größte Ausstellung dieser Art von J. v. Schwarz in Nürnberg zeigt nun aber nicht nur Hervorragendes inbezug auf das Kolorit, auch die Formen bieten ganz ausgezeichnetes. Ebenso sind auch die von demselben Aussteller vorgeführten Büsten und Kandelaber meisterhafte Arbeiten.

Sieht man ganz ab von den wahrhaft künstlerisch ausgeführten Wappen und ornamentalen Malereien auf Porzellangefäßen von Meier in Augsburg, so findet man immer noch sehr viel des Schönen auch in dieser Beziehung. Wie herrlich sich gerade der farbige, reizend gezeichnete Dekor*) auf der weißen Porzellanfläche ausnimmt, das kann man verschiedentlich beobachten. Besonders sind es die in der Form oft graziösen Kaffee- und Tee-Service, bei denen der intensive Glanz des Porzellans in Verbindung mit der reizend feinen bunten Ausschmückung prächtig wirken. Aber auch das Prinzip der Flächendekoration auf den Tellern, Schalen u. dgl. ist vielfach zu Ehren gekommen und sieht recht vorteilhaft ab von der oft recht trivialen naturalistischen Bemalung des Porzellangefäßes, das sich in diesem Schmud auch noch mehrfach auf der Ausstellung befindet. Wie brillant wirkt nicht die feine sehr schön komponierte Goldverzierung mit wenigen lichtblauen Blümmchen auf den glänzenden sattblauen Gefäßen, und nicht minder schön nehmen sich die Tassen, Teller und Schalen stumpfgelb gefärbt mit dem maßvollen mehrfarbigen Schmud aus.

Schwerlich dürfte wohl eine deutsche Ausstellung bisher das auf dem Gebiet der Eisenindustrie geleistet haben, was in Nürnberg dargeboten wird. Meist sind die zahlreichen Dösen und Kamine im Stil der Renaissance geformt und dann teils bunt, teils einfarbig glasiert. In formeller Beziehung wie auch inbezug auf die farbige Ausführung findet man wahre Meisterwerke der Technik und der künstlerischen Behandlung. Schon die braunen, durch ihre kräftige Architektur und elegante figürliche und ornamentale Ausschmückung sich auszeichnenden eleganten Kaminösen erregen Bewunderung. Mehr aber noch die im glänzenden buntfarbigen Schmud, von denen besonders die von Haus-

leiter hervorgehoben zu werden verdienen. Gerade der letztere hat die wundervollen Eigenschaften, die sich mit dem Material und mit Hilfe der Technik erzielen lassen, mit großem Geschick und künstlerischem Verständnis auszunutzen gewußt und an einzelnen Stücken durch den durchsichtigen, glänzenden Farbenschimmer und künstlerische Formbildung Effekte erzielt, die großartig sind. Einzelne Kacheln sind in der Form und in der farbigen Behandlung Kunstwerke, und wer sehen will, was man in diesem Industriezweig heute leisten kann, der betrachte nur die glattgezeichneten Szenen aus den Dichtwerken von Schiller und Goethe, die in einer Schärfe wiedergegeben sind, als wären sie auf der Buchdruckerpresse und nicht vom Töpfer hergestellt.

Hierzu gehört auch das schöne Badezimmer von Schmidt in Nürnberg. Nicht nur die weißen, blau bemalten Porzellanfliesen, wie die laubere Arbeit sind zu rühmen, auch die ganze Anlage, nach der der Bodenraum unter dem Fußboden höhl und heizbar ist.

Biel zu weit führen würde es, wenn man die vielen glänzenden Leistungen der Metallindustrie auch nur aufzählen wollte. Schon die meisterhaften Silber- und Goldarbeiten der münchener Juweliere erforderten ein eigenes umfangreiches Kapitel. Staunenerregend ist bei den feinen Schmudfachen, mit welcher minutiöser Gewissenhaftigkeit die einzelnen kleinen zierlichen Glieder modelliert sind. Vollends nun die Potale und Tafelaufsätze, die von den ersten Künstlern entworfen und von Meistern der technischen Ausführung in den edelsten Metallen hergestellt wurden. Freilich wird hier des Guten auch manchmal zu viel getan, denn selbst ein aus kostbarem Metall und in künstlerischer Vollendung hergestellter Pokal soll schließlich doch auch angefezt werden können, und deshalb sollte der unter dem das Getränk fassenden Bauche zugleich als Handgriff dienende Fuß nicht so mit feinen, spitzigen Verzierungen versehen sein, die auf alle Fälle das Ansetzen erschweren, wenn nicht ganz verhindern und so den Pokal lediglich zu einem Schaustück machen. Will man aber das, so bilde man doch lieber gleich einen Tafelaufsatz oder eine Bowle, welche letztere dann mit der Fähigkeit Getränke aufzunehmen auch noch für uns die besitzt, dieselben herauszuschöpfen zu lassen, was die Dimensionen eines verschönerkten Potals nicht zulassen.

Ganz besonders wichtig sind aber die Arbeiten in Schmiedeeisen. An den verschiedenen Gittern, Toren, Ofenschirmen u. s. w. ist die alte formgebende Technik des Treibens und Nietens wieder herrlich zu Ehren gekommen. Kronleuchter aus einfach gewundenem schwarzen Band-eisen, an denen die Köpfe der weißen Niete einen einfachen und schönen Schmud bilden, getriebene, zartgeformte Blumen, Leuchter, Schreibzeuge, Salz- und Pfeffergefäßhalter und wer weiß, was noch alles aus dem so wenig beachteten Materiale hergestellt wurde. Die Schmiedekunst hat hier wieder recht schlagend bewiesen, daß man nicht nur Gold, Silber, Eisen und Marmor anwenden muß, um Kunstgewerbliches zu schaffen, sondern daß stilvolle Behandlung jedes zu Gebrauchsgegenständen verarbeiteten Stoffes sehr wohl möglich ist.

In Gussesisen treten dann hervor der reiche und schöne Pavillon von Architekt Schick und ein solcher von Gnaath, sowie des letzteren reizender Brunnen im Freien. Durchaus originell und geschmackvoll sind die beiden letzteren. Unstreitig hat Gnaath an seinen Werken wieder die orientalische Formenwelt mit der Renaissance in höchst glücklicher Weise verschmolzen und dann in eben so eigenartiger farbiger Bemalung dargestellt, daß dem schwerlich etwas Schöneres in diesem Genre an die Seite gestellt werden kann. Die Kandelaber werden dagegen zu leicht in der hellen goldenen Bronze-Färbung, weil dadurch das Wesen des Materials aufgehoben erscheint.

Es gäbe nun noch so manches Beachtenswerte, vor allem die reichhaltigen Arbeiten der münchener und nürnbergers Kunstgewerbe- und Fachschulen. Doch der Raum setzt meinem Berichte unerbittlich enge Grenzen. Vorstehendes sollte auch nur andeuten, was deutscher Gewerks- und Kunstfleiß zu leisten vermag, und daß wir sehr wohl die Kraft besitzen, uns in dieser Beziehung auf eigene Füße zu stellen. Möchten nun diejenigen, welche derartige Sachen heute zumeist konsumieren, den fleißigen Produzenten entgegen kommen und ihre Waaren in deutschen Werkstätten kaufen und nicht in Paris und London, dann wird auch der materielle Erfolg nicht ausbleiben und unsere Gewerbe werden jene Machtstellung einnehmen, die sie einst zu Zeiten Dürers und Peters Bischofs eingenommen.

*) Dies der technische Ausdruck für unser deutsches Wort „Ausschmückung“. Die sprachliche Verantwortung für diese Wortbildung möchten wir nicht tragen. Red.

Die Strandung des Kloydampfer „Mosel“. Tausende und aber Tausende verlassen alljährlich ihr Heimatland, um fern über dem Meer eine neue Stätte zu suchen, wo sie mit mehr Aussicht auf Erfolg als im Lande ihrer Väter den „Kampf um's Dasein“ führen können, zu den gewaltigen Schaaren der Auswanderer das Hauptkontingent zu stellen. Es ist daher erklärlich, wenn die Beförderung all dieser Heimatmüden die schwungvolle Industrie der Auswandererschiffahrt ins Leben gerufen hat. Für Deutschland stehen hierin obenan Hamburg und Bremen. Zahlreiche Dampfer beider Städte dienen dem Auswanderertransport, und was das Beste an der Sache ist, hinsichtlich der Sicherheit in der Beförderung und der Lichtigkeit der Schiffe selber genießen beide Orte auch eines gleich guten Rufes. Gleichwohl fordert Neptun auch von ihnen seine Opfer. Der jüngste unter den sonst sehr mäßigen Verlusten betrifft den Bremer Dampfer „Mosel“. Dieses Schiff hatte Anfang August die Reise von Bremen über Southampton nach New-York mit

600 Passagieren angetreten. Die Fahrt ließ sich sehr gut an und an Bord war alles froher Dinge. Am 8. August Abends 8 Uhr hatte das Schiff Southampton nach 13stündigem Aufenthalt verlassen und legte bei schönem Wetter 13 Knoten in der Stunde zurück. Am 9. August 7½ Uhr früh, als gerade das Frühstück eingenommen wurde, erfolgte bei dichtem Nebel am Kiel ein heftiger Stoß, der das Schiff erschütterte und einen Teil der Passagiere zu Boden fallen machte. Ein Teilnehmer an der Reise schildert die Situation folgendermaßen: „Vor unseren Augen lag das Kap Lizard, der Ausgangspunkt nach dem freien Meer. Als wir das Deck betraten, schlitterte das Schiff mit furchtbarem Geräusch, welches trotz des Lobens der Wellen und des Arbeitens der Schiffsmaschine deutlich wahrnehmbar war, auf einem Felsengerippe dahin; das Vorderteil senkte sich, das Hinterteil hob sich aus der Flut (s. Bild), und die über das erstere schlagenden Wellen ließen bald erkennen, daß dasselbe beschädigt war. Ein Glück war es, daß der zwischen den Felsen eingeklemmte Dampfer nicht kenterte, sondern in fast

aufrechter Stellung stehen blieb. Die Rettung aller Passagiere war nur hierdurch möglich. Dank dem energischen Einschreiten des Kapitäns und seiner Offiziere gelang es, die Aufregung der Passagiere zu beschwichtigen. Die gesammte Mannschaft tat ihre Schuldigkeit; mit großer Kaltblütigkeit und Umsicht wurden alle Passagiere in die Boote befördert und an's Land gesetzt. Der „Mosel“ war bereits 1876 ein tragisches Schicksal beschieden, indem der bekannte Massenmörder Thomas sie zum Schauplatz seiner Döllenmaschine zu machen beabsichtigte. Damals jedoch blieb das Schiff und mit ihm die große Anzahl der Passagiere von der fürchterlichen Katastrophe verschont, welche unausbleiblich war, wenn die Explosion auf offener See erfolgt wäre. Die „Mosel“, welche 1 700 000 Mark kostete, ist nach den neuesten Nachrichten völlig verloren. Und trotz der umfassendsten Vergungsversuche hat das Meer auch den größten Teil des Passagiergepäcks und der Ladung verschlungen, darunter auch die Ballen, welche die für Amerika bestimmten Hefte der „Neuen Welt“ und den „Neuen Welt-Kalender“ enthielten.

Triumph. (Bild f. S. 65.) „Durch Allahs Fügung“ haben sie eine Schlacht gewonnen, und dankbar, wie die Menschen einmal sind (so lange sie jemand brauchen), ziehen sie in langer Prozession zum Hause Allahs, einer prächtigen Moschee, und singen ihm, dem Herrn der Schlachten, der ihnen den Sieg zugewendet, ihr Te Deum, ganz wie Christenmenschen auch. Wende dich nicht entsetzt ab, Leserin mit dem zartbesaiteten Gemüt, von den aufgeschleppten Russenföphen, mit welchen die tapfern Krieger Turkestans, wie mit flatternden Standarten, in den Tempel ihres Gottes wallfahrten; wir Christen sind im Grunde nur übertünchte Barbaren, und wenn wir auch nicht mit den aufgeschleppten Köpfen der Besiegten in die Kirche ziehen, so sind unsere Siegesbulletins, Siegesleitartikel, Siegeshymnen, Siegespredigten und Siegesfestreden genau genommen von keinem humaneren Geiste befeelt, wie dieser Triumphzug, welchen die Meisterhand des berühmten russischen Schlachtenmalers dargestellt hat. Basil Wereschagin, geb. 1842 im Gouvernement Nowgorod, nahm 1867—1870 an der Expedition des Generals Kaufmann in Turkestan teil, welche das Motiv zu dem Gemälde, das unser Holzschnitt trefflich wiedergibt, geliefert hat. Die anfangs in Petersburg ausgestellten Bilder aus dem Feldzug in Turkestan, der bekanntlich mit glänzendem Erfolg für die Russen beendet wurde, bilden jetzt einen speziellen Teil des Museums in Moskau.

Bauern vor Gericht. (Bild S. 68 u. 69.) Zu den begabtesten Genre-malern der Gegenwart gehört der aus der Dusseldorfer Schule hervorgegangene Schweizer Benjamin Vautier, dessen Gemälde, „Bauern vor Gericht“, auf unserem Holzschnitt vortrefflich wiedergegeben, durch die Lebenswahrheit seiner Gestalten mit den meisterhaften Charakterköpfen auf verschiedenen Ausstellungen die Beschauer mächtig fesselte. Daß die beiden im Vordergrund sitzenden Parteien, denen hier in der Halle der Themis Recht gesprochen werden soll, dem neuen Reichsland angehören, verrät dem Kundigen ihre Tracht. Der Gegenstand des Prozesses ist dagegen auf dem Bilde nicht angedeutet. Es ist vielleicht nur eine elende Bagatelle, um die es sich handelt, aber die Rechtshaberei, die ja beim Bauer besonders stark ausgeprägt ist, hat jeden gültigen Vergleich zu Schanden gemacht, und so werden sie zu spät die Wahrheit des Sprüchwortes erfahren: Besser ein magerer Vergleich als ein fetter Prozeß. So oft ich von einem Prozeß höre, werde ich an ein Bild erinnert, auf welchem zwei sich um eine Kuh reizen, der eine faßt sie bei den Hörnern, der andere beim Schweif; während dessen sitzen hüben und drüben die Advokaten in der Mitte und melken sich ihre Eimer voll. Es gibt ein lehrreiches Rätsel, welches lautet:

Freund, suche mich zu fischen und zu meiden,
Denn haßt du mich, so hast du Sorg und Leiden,
Bekierst du mich, so wird das Herz dir schwer,
Gewinnst du mich, so hast du mich nicht mehr.

In Paris hatten sich einmal zwei verwandte Familien bitter verfeindet und wollten mit einander prozessieren. Zufällig trafen sich von der einen Seite zwei, von der anderen drei Personen bei dem nämlichen Advokaten zusammen, welcher sie in seinem Saal vereinigte und ihnen folgende Rede hielt: „Wie, Sie wollen Geld und Zeit mit einem Prozeß verlieren? Hören Sie mich an. Jede Partei muß einen Advokaten haben und ihm wenigstens 50 Francs zahlen, macht 100 Francs. Sie werden von jeder Seite ein Duzend Zeugen à 2 Francs zu zahlen haben, macht 48 Francs. Sie werden, wie die Sache steht, jedes zu einer Geldstrafe von 25 Francs verurteilt werden, macht 50 Francs. Darüber werden Sie einen Monat oder sechs Wochen verlieren. Sie werden Verdruß mit den Zeugen, Verdruß zu Hause, Verdruß vor Gericht, gesteigerte Feindschaft, Laufereien und dergleichen mehr haben und sich mutwillig zu Tode ärgern. Treten Sie an dieses Fenster.

Inhalt: Am Nordpol. Nach dem Englischen von P. Oliverio. (Fortsetzung.) — Die russischen Juden in den Gegenden der schlimmsten Zudenbezüge und die jüdischen Ackerbaukolonien. Von C. Lübeck. (Schluß.) — Serena. Eine venetianische Novelle von Max Bogler. (Fortsetzung.) — Die Baumwollenindustrie und ihre Bedeutung. Kulturgeschichtliche Skizze von H. Schlüter. (Schluß.) — Die Satire im Mittelalter. Von Dr. Richard Ernst. — Ueber die Ursprünge der französischen Revolution. Von C. Fehleisen. — Eine Reiseerinnerung. Von F. G. Triumph. (Mit Illustr.) — Bauern vor Gericht. (Mit Illustr.) — Im Atelier. (Mit Illustr.) — Ueber das Eisenbahnunglück bei Huggstetten. (Mit Illustr.) — Allgemeinwissenschaftliche Auktions. — Ärztlicher Ratgeber. — Redaktions-Korrespondenz. — Mannichfaltiges. — Gemeinnütziges.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. G. W. Dieß in Stuttgart.

Das Wetter ist herrlich, die Melonen sind reif, Weintrauben, Obst, Wildpret, alles ist zu haben. Dort steht eine Reihe Fiaker. Nehmen Sie einen, steigen Sie alle fünf ein, fahren Sie nach Saint Cloud oder anderswohin. Anfänglich werden Sie ein bißchen steif, genirt sein. Das gibt sich. Speisen Sie miteinander, trinken Sie Champagner, Kaffee zusammen. Sie werden sich ausgleichen, und wenn Sie dabei nicht wenigstens die Hälfte gewinnen, so nennen Sie mich einen Stümper.“ Das war eben so vernünftig als edel gesprochen; aber nicht jeder Advokat denkt wie dieser, vielmehr hat der Witzbold recht, welcher fragte: Was ist der Unterschied zwischen Ärzten und Advokaten? Antwort: Ärzte machen kurzen, Advokaten langen Prozeß. Es wird erzählt: Ein junger Advokat kommt zu seinem Vater und teilt ihm voll Freude mit, daß der schon seit einem Jahrhundert obschwebende und sehr verwickelte Konkursprozeß contra N. N. durch seine Bemühungen endlich glücklich beendet worden sei. Der Vater, gleichfalls Advokat, fährt erschrocken einen Schritt zurück und bricht endlich in die Worte aus: „Ungeratener Sohn! Mit diesem Prozeß, den du dich rühmst, beendet zu haben, habe ich meine Praxis begonnen, darauf gestützt, deine selige Mutter geheiratet, dich davon studiren lassen und ihn jetzt quasi als Mitgift in deinen neuen Haushalt, d. h. in deine Praxis mitgegeben. Nun verschleuderst du binnen wenig Monaten ein Gut, wovon noch deine Kinder und Kindesfinder zehren sollten.“

Item: Es gibt nur ein Mittel, durch Prozesse nicht zu Schaden zu kommen, es besteht darin, nie einen Prozeß zu haben. St.

Im Atelier. (Bild f. S. 73.) „Der Mensch ist ein nachahmendes Geschöpf“, wie das Tier, welches ihm der Darwinismus zum Ahnherrn gibt, und mit dem er mehr gemein hat als er in seinem Kulturstolz sich eingestekt. Der Mensch ist ein nachahmendes Geschöpf und weit mehr als ihrem innern Wert verdanken Sitten, Gebräuche, Moden ihre Ausbreitung und Vererbung dem Nachahmungstrieb. Die Individuen richten sich in ihrer Lebensweise wie in ihrem Denken nach den andern, die Nachkommen treten in die Fußstapfen der Vorfahren, und würden nicht ab und zu selbstständig denkende Geister auftauchen, welche über ihr Tun und Lassen sich Rechenschaft geben, das Herkömmliche kritisch prüfen und sich von der allgemeinen Heertraher enternern, so gäbe es keinen Fortschritt und keinen Aufschwung der Zivilisation. Am stärksten tritt der Nachahmungstrieb bei der Jugend hervor. Das erste Erwachen der Intelligenz offenbart sich beim Kinde im Nachahmen dessen, was es von seiner Umgebung abseht, der Lehrmeister der Sprache ist niemand anders als der Nachahmungstrieb, und die Nachahmung von Geberden und Handlungen Erwachsener gehört zu den beliebtesten und annützigsten Spielen der Kindheit. Auch der Knabe auf unserem Bilde, der in Gemeinschaft mit dem Mädchen von dem Maler abkonterfeit wird, wie das erst in schwachen Umrissen erscheinende Portrait zeigt, macht sich den Spaß, den abwesenden Meister zu kopiren, wie er mit gespreizten Beinen, den Zwiher auf der Nase, die Zeitung liest. Der kleine Schelm macht es allerliebste und das beifällige fröhliche Lächeln seiner hübschen Gefährtin zeigt, daß der junge Schauspieler sein Original mit charakteristischer Treue darstellt. „Spiele, liebeliche Unschuld. Noch ist Arkadien um dich, Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb. Spiele! Bald wird die Arbeit kommen, die hagre, die ernste. Und der gebietenden Pflicht mangeln die Lust und der Mut.“

Ueber das Eisenbahnunglück bei Huggstetten im Badischen sind die Leser der „N. W.“ durch Zeitungsberichte schon unterrichtet, für uns erübrigt also nur, dem Wort das Bild folgen zu lassen, welches die Unglücksstätte nach photographischer Aufnahme veranschaulicht. Man schaudert, wenn man bedenkt, daß in diesen nun als Trümmer vor uns liegenden Waggonen kurz zuvor viele hunderte froher Menschen weilten, die alle ihren nahen Heimatsorten Münster und Kolmar zueilten, von wo sie dem schönen Freiburg einen Besuch abgestattet hatten. Sonntag, den 3. September, kurz nach 8 Uhr Abends verließ der dem Verderben geweihte Zug Freiburg und wenig Minuten nach 1/9 Uhr war das Unglück geschehen, bei stürmendem Regen und finsterner Nacht. Ueber den Anlaß zu dem Unfall ist amtlicherseits definitives noch nicht veröffentlicht, soviel sieht aber fest, daß die bewußte „höhere Macht“ ihre Hand nicht im Spiele hatte. Das Haftpflichtgesetz wird also mit allen seinen Konsequenzen zur Anwendung gelangen, und das ist noch ein wahres Glück bei all dem Unglück, denn wenn wir erwägen, daß die Katastrophe nahezu 80 Personen das Leben kostete, und daß gegen 200 teils leicht, teils schwer verwundet wurden, so fehlt es auch nicht an Wittwen, Waisen und arbeitsunfähig Gewordenen, und diesen allen werden nun die Vorteile des genannten Gesetzes zu statten kommen. Die badische Regierung, als Besitzerin der Bahn, auf der der Unfall sich zutrug, ist haftbar. E.